Princeton University Library
32101 068362167

[illegible]hner

Vom armen Franischko

2
4

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Fritz Mauthner

Vom armen Franischko

(Kleine Abenteuer eines Kesselflickers)

Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.

Alle Rechte vorbehalten
Einbandentwurf von K. Einhart
Copyright 1915 by Reuss & Itta, Konstanz (Baden)

Dem Andenken meiner
lieben Mutter gewidmet

(RECAP)

3472
.14
354
554542

Wie der Franiſchko die Hiſtorie ſtudierte

Der erſte Herbſtſturm jagte die Blätter der Buchenwälder über einen der Berge der Karpathen, von deſſen weſtlichem Abhang die letzten Hütten eines armſeligen Slovakendorfes niederblickten.

Vor einer kleinen, wie in die Erde verſunkenen, ſtrohbedeckten Lehmbude ſtand der alte Franio und ſtreichelte den Kopf ſeines Buben, während er ihm mit dem Finger der andern Hand den Lauf des glitzernden Fluſſes deutete.

„Und ſchon morgen werden wir auf die Reiſe gehen, Tatko (Vater)?“ fragte der Knabe, indem er die ſtillen träumeriſchen Augen freudeſtrahlend zum Vater aufſchlug.

„Ja, Franiſchko. Aber du mußt fleißig laufen und nicht müde werden; dafür werde ich dir alle Städte der Welt zeigen, wo die Leute in ſeidenen Kleidern ſchlafen gehen und in ihren Betten ſpazieren fahren.“

Der Knabe ſuchte mit ſeinen Blicken die Ferne zu durchdringen, ob ſich ihm nirgends eines der Wunder offenbarte, aber er ſah nichts, als einen breiten grauen Strich, in welchem der abendliche Himmel und die Erde in einander übergingen.

Jetzt nahte ein langſamer Schritt. Die Mutter kam von der Feldarbeit nach Hauſe. Noch einige hundert Fuß über der Hütte, hinter dem Wäldchen, beſaß Franio einen Kartoffelacker,

dessen Bestellung der Hausfrau oblag. Sie kam jetzt von schwerer Tagesarbeit nach Hause, den frühgealterten Körper gebeugt unter einem Sack voll Kartoffeln. Als Franischko die Mamka (Mutter) erblickte, eilte er jubelnd auf sie zu und teilte ihr mit geflügelten Rufen mit, daß der Tatko morgen wieder auf die Wanderschaft gehe, und ihn, den Franischko, endlich mitnehmen wolle.

Tränen stürzten über das verkümmerte Gesicht der Frau, aber ohne sich aufzuhalten, ohne den Knaben anzusehen, wankte sie weiter; ohne den Gatten zu begrüßen, schritt sie, noch tiefer als bisher sich bückend, in ihre Wohnung. Hier lud sie den schweren Sack ab und ging ungesäumt daran, die Kartoffeln zum Abendmahl zu kochen. Wohl währte es diesmal etwas länger als gewöhnlich — das feuchte Holz hatte wohl lange nicht Feuer fangen wollen — endlich aber konnte sie die beiden hineinrufen.

Trotz ihrem Kummer hatte die Mutter außer Kartoffeln und Salz auch ein mächtiges Stück Speck auf den rohen Tisch bereit gelegt und der alte Franio griff auch schnell danach, als ob er großen Hunger hätte. Aber es mußte ihn plötzlich ein heftiger Zahnschmerz ergriffen haben, denn er legte den Speck wieder hin, stemmte das Gesicht tief aufseufzend in die Hände und verließ nach einer Weile die Stube, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Die Mamka folgte bald. Der kleine Franischko, der beim reichbesetzten Tisch allein zurückblieb, sah in den unge-

meſſenen Genüſſen der heutigen Abendmahlzeit einen köſtlichen Vorgeſchmack all der guten Dinge, die ihn von morgen ab in der großen Welt erwarteten.

Draußen ſtanden die Gatten ſchon eine ganze Weile wortlos nebeneinander.

„Muß es ſein?“ fragte endlich die Frau.

„Frage dich ſelbſt“, antwortete Franio, der unaufhörlich in die Ferne hinausſtierte. „Der Bub iſt zwölf Jahre alt. Seine Brüder waren alle nicht älter, als ſie anfingen zu verdienen. Ich war ſeiner Zeit auch nicht älter und bin doch noch lebendig.“

„Aber nach Weihnachten ließe ſich ja mit Holzfällen etwas gewinnen. Da ſollteſt du doch zu Hauſe ſein. Ich könnte zwar auch das Beil führen. Aber ſie haben mich ausgelacht im vorigen Winter, wie ich um Arbeit im Walde bat. Man nimmt nur euch Männer.“

„Ich bin zu Neujahr zu Hauſe. Franiſchko iſt klug und folgſam. Bis dahin habe ich ihn längſt abgerichtet.“

„Aber der Franiſchko iſt gar ſo klein!“

„Unſer Acker iſt auch klein“, rief rauh der Gatte. „Die Erdäpfel ſind dieſes Jahr ſchlecht geraten. Im Frühling und im Sommer gibt's für uns alle etwas zu tun. Aber der Winter duldet kein unnützes Maul im Trenſchiner Komitat.“

„Franiſchko wird ſatt werden, ich weiß zu hungern“, ſagte die Mamka, indem ſie bittend die Hand des Mannes erfaßte.

„Und wer soll Haus und Feld bestellen, wenn du verhungert bist, Bora", antwortete Franio wild. „Schweig, es muß sein. Mir ist das Herz schwer genug, und wenn du mirs noch schwerer machst, so werd' ich bös. Du weißt!"

Eine Pause folgte, während welcher die Frau leise vor sich hin weinte und der Mann gewaltsam das Gefühl bekämpfte, das ihn schütteln wollte. Dann faßte die Frau sich noch einmal ein Herz und sagte: „Ich werde den Franischko doch noch einmal zur Baba (Großmutter) bringen dürfen, sie hat ihn so lieb. Vielleicht schenkt sie ihm etwas."

Franio antwortete nicht, doch die Frau war gewöhnt, das Schweigen als Zustimmung zu betrachten. Franischko durfte noch einmal die bunte Pelzmütze, den Schirak, aufsetzen und den breiten formlosen, schmutziggelben Tuchmantel, die Halena, umwerfen. Dann eilte die Mutter mit dem Knaben fort. Sie kam verstört bis zu der allerletzten Hütte am Saume des Waldes, wo ihre Großmutter, eine Greisin von mehr als hundert Jahren, seit unvordenklichen Zeiten wohnte.

Lange Zeit hörte die Baba kopfschüttelnd und kopfnickend zu, wie ihre Enkelin über ihr hartes Los jammerte und wie der kleine Urenkel von den Herrlichkeiten der Welt phantasierte. Als endlich beide müde geworden waren und erwartungsvoll in die klugen Augen der Alten schauten, da begann die Baba endlich zu reden.

„Als ich geboren wurde, reichte der Wald bis

in's Tal hinunter, und mein Vater wohnte auf eigenem Grunde über dem Herrenwald. Heute beſitze ich kaum noch ſoviel Acker, um mich auf eigenem Lande ſterben legen zu können. Aber euer Dorf zieht ſich jetzt in's Tal hinunter und über mir wächſt der junge Herrenwald empor. Ja, ja Kinder, wenn man ſo eine Weile zuſchaut, erfährt man es: Bergauf, bergab, alles tanzt im Kreiſe herum.

„Ja, alles tanzt im Kreiſe herum. Das Waſſer von Wolke und Fluß iſt bald da, bald dort, die reichen Ernten ſind bald beim Nachbar, bald bei uns, und die Herrſchaft der Welt gehört heute uns und morgen unſern Herrn. Sogar die Schwarzröcke kommen und gehen.

„Was ich dir jetzt berichte, Franiſchko, das habe ich freilich nicht ſelbſt geſehen, aber ehrliche Leute haben es mir erzählt. Weißt du, in welchem Lande wir leben? Weißt du, von welchem Volke du biſt? Weißt du, wie unſer Kaiſer heißt?"

Der Knabe ſchüttelte zu all dieſen Fragen verwundert den Kopf. Die Baba ſchaute mißbilligend auf des Kindes Mutter. „Das iſt nicht recht, Bora", ſagte ſie. „Du brauchſt den Knaben nicht in die Schule gehen zu laſſen, aber von ſeinen Vorfahren ſollteſt du ihm einmal erzählen und von den Schickſalen unſeres Reichs. Auch deine Kinder ſollen nie vergeſſen, daß unſere Familie mit den alten Königen verwandt iſt."

Bora küßte demütig den Aermel der Groß-

mutter. „Die Erdäpfel sind so schlecht geraten", sagte sie wimmernd, „da vergißt man mancherlei."

„Die Sommer sind gut und schlecht, Bora, das tanzt alles im Kreise herum. Aber unsere Familie — ach, Jammer und Elend! unsere Familie besteht aus Bettlern und einem alten Weibe!

„Aber du, Franischko, mein Seelenbübchen, du sollst nicht ganz vergessen die einstige Größe deiner Vorfahren. Du mußt nämlich wissen, Franischko, daß vor vielen, vielen hundert Jahren die Könige dieser Berge die Herren der Welt waren. Drüben in Trenschin saß unser König auf einem goldenen Thron und von allen Gegenden kamen die Fürsten und drückten vor ihm die Stirne in den Staub. Und der König hatte alle Eisendrähte des Landes angekauft und lange Glockenzüge hergestellt von den fernsten Türmen der Erde bis in seinen Thronsaal. Und wenn irgendwo im Norden oder im Süden Empörung ausbrach, so zog der Türmer an der Glocke und der große König ritt fort mit seinen kleinen Pferden und kam nicht wieder, bevor nicht die Köpfe der Schuldigen über die Erde kollerten.

„Aber unsere Könige glaubten, daß es etwas Unveränderliches gäbe unter dem Monde, und so sündigten sie lustig drauf los, bis es endlich zuviel wurde. Und es schien, als ob die Gnade des Himmels ihrem Treiben zulächelte. Es war aber nur ein trügerisches Geschenk der Hölle,

als eines Tages hier und dort, in Teplice, in Pöschtian und in Warlawa heiße Quellen aus dem Boden brachen, so gut und heilkräftig, daß alle Kranken Genesung finden konnten. Es war aber nur ein Netz, welches der schwarze Gott den Mächtigen des Landes gestellt hatte. Und sie ließen sich umgarnen! Der König hatte in fremden Ländern fremde Ritter und fremde Frauen lieben gelernt, er verachtete selbst das arme Slovakenvolk, das ihn so hoch gehoben hatte. Und es kam ein Gesetz, daß in der heißen Quelle zuerst nur der König und dessen Verwandte baden sollten, dann durfte die hohe Geistlichkeit die Gebreste zurücklassen, die sie sich durch ihr gutes Leben geholt hatte. Dann kamen die fremden Ritter, die Ungarn und die Deutschen, an die Reihe, dann die vielen Tausend Kaufleute und Handwerker, die aus allen Städten herbeifuhren, um sich für ihr gutes Geld Gesundheit zu kaufen. Und jetzt erst, zu allerletzt, wurde auch das arme Slovakenvolk zugelassen, ein jeder, den die Krankheit bedrückte. Als der Slovake endlich heran kam, war aber das Wasser arin geworden und hatte seine Heilkraft an den vielen Fremden eingebüßt.

„Da kam die Strafe des Himmels über unsere Könige. Hungersnot brach herein, daß die Leute ihre Suppen aus Baumrinde kochten und hinstarben wie die Schmetterlinge im Herbst. Und als der König selbst am Ende war mit seinen Schätzen und den letzten Hafer seines Marstalls aufgegessen hatte, da ging er hin und

verkaufte sein Volk und verkaufte alle seine Kronen an den großen römischen Kaiser und durfte dafür bis an sein Lebensende Fogosch essen und Schomlauer trinken, soviel er wollte. Aber die Hungersnot blieb bei uns im Lande. Unsere Wälder und unsere Felder gehörten nicht mehr uns, und wo der Weizen reifte, wo die Traube blühte, wo der Hirsch wechselte, da waren die fremden Herren bereit, die Hände danach auszustrecken, und der Slovake kam immer zu spät, immer zu spät.

„Und dennoch, alles tanzt im Kreise herum. Wie ich noch ein junges Mädchen war, da hörte ich's erzählen, es ist die reine Wahrheit. Es kam das Reich auf den guten Kaiser Josef. Der ging zeitlebens in einer alten Halena einher und verschenkte seine goldenen Kleider an die Armen. Und er fand den Draht, der von seinem Turm bis nach Trenschin führte, und er fragte nach seiner Bedeutung, aber niemand wollte ihm Antwort geben. Da legte er selbst sein Ohr an den Draht und lauschte, und da hörte er alle Klagen Trenschins und hörte die Rufe des hungernden Slovakenvolks. Da geriet er in großen Zorn und ließ allen die Köpfe abschlagen, die ihm keine Antwort hatten geben wollen.

„Dann aber ließ er sich nicht länger halten und befahl seinem Kutscher, sechs schnelle Pferde an den Wagen zu spannen und ihn so schnell wie möglich nach Trenschin zu bringen. Und hundert große Leiterwagen sollten in scharfem Trabe folgen, ein jeder beladen mit hundert Säcken

Weizenmehl. Und viele Herden von Schafen, Schweinen und Ziegen sollten ihm nachgetrieben werden. Wo er erschien, sollte die Hungersnot ein Ende haben, wie die Nacht beim Aufgang der Sonne.

„Aber unseres Volkes Blutsauger waren auch nicht müßig. Sie hielten den guten Kaiser Josef auf mit Bittschriften und Klagen, bis es Abend wurde. Und als der Kaiser am nächsten Morgen aufbrechen wollte, da waren die beiden besten Rappen seines Wagens vergiftet. Der gute Kaiser Josef ließ sich davon nicht aufhalten. Er fuhr mit vier Pferden davon und schaute sich oft um, ob das Mehl und die Tiere nicht zurückblieben. Aber schon nach einer Stunde stürzte ein Pferd mit durchschnittener Sehne nieder. Der Kaiser fluchte und befahl weiter zu fahren. Gegen Mittag stürzte das zweite Pferd, wenige Stunden später das dritte, als die Sonne unterging das letzte. Niemand konnte sagen, wer der Missetäter gewesen.

„Da weinte der Kaiser vor Schmerz, daß er die Slovaken so lange warten lassen mußte und rief: ‚Ich kann nicht stehen und rasten. Ich will zu Fuß laufen, bis ich den Slovaken Brot gebracht habe. Wer mich lieb hat, der tue wie ich.'

„Und der gute Kaiser nahm zwei große Säcke auf seine Schultern und lief des Weges weiter. Niemand folgte ihm. Als er aber zur Brücke kam, da war sie von unbekannter Hand in der Mitte entzwei gesägt und drüben standen die

Blutsauger und lachten. Der Kaiser aber kam mit schnellen Schritten bis in die Mitte des Steges, dann brach alles zusammen und der Kaiser verschwand in den Wellen. Aber ertrunken ist er nicht und gestorben nicht bis heute.

„Seitdem müssen alle Slovakenknaben weit, weit in der Welt herumziehen und den guten Kaiser Josef suchen. Wo einer von euch ein weißes Weizenbrot geschenkt bekommt, da ist eine Spur vom guten Kaiser gefunden, und wo einer von euch einen freundlichen Gruß bekommt, da ist der Kaiser Josef nicht mehr weit. Und wer ihn endlich selber sieht, der soll ihn herbringen nach Trenschin, auf daß die Hungersnot ein Ende nehme und des Slovakenreiches Herrschaft wieder währe, so weit die Sonne scheint. Kommen wird's, kommen wird's, denn die ganze Welt tanzt im Kreise herum. — —"

Der Morgen graute noch kaum, als Franischko geweckt wurde. Er hatte so süß von Weizenbrot und seidenen Kleidern geträumt und von dem Haus des Kaisers, wo in allen Ecken Mausefallen aus Golddraht blinkten. Jetzt stand der Vater vor ihm und befahl ihm, sich fertig zu machen.

Eine große Ladung der Blech- und Drahtwaren, mit denen Franischko von nun an hausieren gehen sollte, lag vor der Tür. Der Vater lud den größten Teil auf seine eigenen Schultern, doch hatte der Knabe immer noch schwer genug zu tragen. Weinend trat die Mamka hinzu, prüfte aufjammernd das Gewicht der kleineren

Last und schob heimlich einen weichen Tuchlappen zwischen den Tragriemen und die Schulter. Dann ging sie in die Hütte zurück, um sich dort in den Armen der Baba auszuschluchzen.

Ohne Abschied schritten die beiden Slovaken den Berg hinab und waren bald im Frühnebel verschwunden.

Wie der Franischko das Stehlen lernte

Ein zerlumpter Slovakenbube saß am Wegrand, kaum hundert Schritte vom letzten Häuschen des wohlhabenden Dorfes entfernt. Als er den Herrn Pfarrer vom nahen Walde daher kommen sah, trocknete er versuchsweise mit dem Handrücken sein Gesicht und hörte auf zu schluchzen; aber der fliegende Atem seiner Brust, die roten Augen und der verstörte Ausdruck bewiesen, daß er lange und bitterlich geweint haben mußte.

„Wie heißest du, mein Sohn?" fragte der Pfarrer und streckte dem ängstlichen Knaben die Hand zum Kusse entgegen.

„Franischko, eure Gnaden!"

„Wie heißest du ferner?" fragte der Pfarrer wieder.

„Ich weiß ich nix."

„Wo sind deine Eltern?"

„Mamka ist zu Hause, weit viel weit, daß mir Füße sehr weh tun, und Tatko ..." Der Knabe konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Ist dein Vater gestorben?" unterbrach der Pfarrer ungeduldig die Pause.

„Tatko ist nicht gestorben. Hat kleines Franischko mit sich genummen von Haus und wullt Mamka Geld für Steuer mitbringen. Gestern is kummen Pulizeit und hat weggenommen alles. Oje, oje! Und Tatko hat Pulizeit mit genummen und hat einsperrt und hat Franischko allein lassen!"

Dem Pfarrer wurde der Jammer des Knaben peinlich. Er wandte ſich zu gehen, doch noch einmal redete er den Buben an.

„Du ſollſt nicht ſtehlen!“ ſagte er, indem er ſeinen Finger milde drohend emporhob. Hierauf ließ er den Knaben allein und hörte nicht mehr, wie das Kind mechaniſch: „Sollſt nir töten! Sollſt nir ſtehlen! Sollſt nir ehebrechen!“ vor ſich hinmurmelte. Töten? Stehlen? Ehebrechen? Franiſchko verſtand die Bedeutung dieſer Silben nicht, aber bei den Worten des Pfarrers hatte er ſich an die einzigen deutſchen Sätze erinnert, welche die Mamka ſprechen konnte und die ſie ihrem Söhnchen als Schutz gegen böſe Geiſter ins Gedächtnis eingeprägt hatte. Franiſchko freute ſich, daß auch der Herr Pfarrer die Sprüche der Mamka kannte.

Doch was beginnen? Sein Vater war ſein Herr, ſein Beſchützer, ſein Ernährer. Sein Vater weckte ihn des Morgens, führte ihn umher und wies ihm ſeine Arbeit an, gab ihm das Brot, das er eſſen, den Schluck Waſſer, den er trinken durfte; ſein Vater ſchlug ihn, wenn er ungehorſam, und trug ihn auf den Schultern, wenn er müde war. Franiſchko kannte nichts auf der Welt als ſeinen Vater. Wer wird ihm jetzt zu eſſen geben? Und Franiſchko hat Hunger.

Wohl hat ihm einſt der Tatko geſagt: er könne ſich ſein Brot ſelbſt verdienen, wenn er es genau ſo mache, wie der Vater. Ja, das war aber ſchwer! Freilich, ſchadhafte Töpfe ausbeſſern, neue Drähte in alte Fallen einziehen, darauf

verstand sich Franischko schon recht gut; auch wußte er zu fordern und mit den Feilschenden handelseins zu werden. Für die Mausefalle so viel „Krajzari", für die große Blechstürze so viel; und wenn die Bauersfrau schalt, so ließ ers um die Hälfte. Ja, aber bisher war er nur in Begleitung des Vaters an den großen Kettenhunden vorbei in die Bauernhöfe gedrungen; allein hätte er es nicht gewagt.

Franischko hatte fünf ältere Brüder, die alle das Handwerk schon fleißig übten; zwei in Böhmen, — die jüngsten, zwei in Wien, einer am Rhein, — der älteste. Franischko selbst war erst vor einigen Wochen zum ersten Male mit dem Vater in die Welt gezogen; noch hatte er nicht ausgelernt und schon war er allein, plötzlich allein, und hatte Hunger.

Er mußte es machen, wie es der Vater machte, — das war klar. Er raffte sich also auf, warf seine Waren über die rechte Schulter und schritt dem Dorfe zu. Schon war es Feierabend, es dunkelte. Franischko blieb ängstlich vor dem Tore des nächsten Hofes stehen und ließ erst leise, dann laut und gellend, sein: „Drahtowat!"* erschallen, wie er es vom Vater gelernt hatte. Da vernahm er Hundegebell und

* „Drahtowat" ist ein aus Stämmen zweier Sprachen zusammengesetztes Wort. Das deutsche „Draht" erhielt die slavische Verbalendung „owat" und bekam dadurch die Bedeutung „mit Draht binden"; es ist der Ruf, mit welchem die Slovakenjungen bei ihren Wanderungen durch die Straßen auf sich aufmerksam machen.

Scheltworte; aufschreiend floh das Kind. Vor dem zweiten Bauernhause ertönte abermals, noch lauter und dringlicher, sein: „Drahtowat!“ Doch schon waren die Hunde des ganzen Dorfes aufrührerisch geworden. Von vorn und von hinten, von rechts und von links scheuchte ihn das wütende Gebell. Wie ein gehetztes Tier jagte der Knabe die Dorfstraße hinab. Er hörte nicht die Schimpfreden, die einzelne Bauern ihm nachriefen, welche nach dem Grunde des Lärmens schauten. Wenn ihn die Hunde packten?! Jetzt öffnete sich ein stilleres Seitengäßchen. Hier lief Franischko hinein; rechts trennte ihn ein niederer Zaun von einem Obstgarten. Darin bellte kein Hund. Mit einem Satze war er über die Bretter hinweggesprungen und da stand er, schwer atmend, unter dichten, von reifen Früchten niedergebogenen Zweigen eines Pflaumenbaumes.

Er hörte das Bellen nur noch aus der Ferne. Der Gefahr war er entronnen, Müdigkeit und Hunger stellten sich wieder ein. Sollte er zu dem Krümchen Brod, das er in der Tiefe seines schmutzigen Sackes noch vorfand, einige Pflaumen pflücken? Das ging nicht an, denn er durfte nur das essen, was ihm der Vater gab. Seufzend legte er sich unter dem Baume nieder, sehnsüchtig blickte er zu den Früchten empor. Wenn Mamka da wäre, sie würde ihn gewiß nicht hungern lassen! Mit diesem Gedanken schlief er ein. — — —

Ein derber Fußtritt weckte ihn auf. Es war

heller Morgen, der Bauer stand vor ihm.

„Verfluchter Krowat! Willst du wohl machen, daß du von hier fortkommst! Wer heißt dich, meine Zwetschgenbäume bestehlen? Gleich läufst du oder ich will dir mit meinem Stecken Beine machen!"

Schon war Franischko wieder auf der Straße. Indessen war die Bäuerin hinzugetreten und hielt ihren drohenden Mann zurück.

„Siehst du nicht, wie blaß der Junge ist? Wenn du so zuschlägst, wird er hin."

„Ach was, es wäre just kein Unglück, wenn einer von diesen Halunken weniger im Lande wäre. Gestern haben sie den Alten eingesperrt, weil er dem Schmiedelfranz zwei Hühner gestohlen hat und heut strolcht der Bub in meinem Garten herum. Da soll man wohl noch schön tun und dem Kerl selber die Pflaumen vom Baume holen? Laß mich in Ruh!"

Franischko stand jetzt auf dem Dorfplatz. Ihn kümmerte es wenig, daß die Dorfjungen ihn verhöhnten, daß sie boshaft oder lustig den Ruf „Drahtowat!" in langhingezogenen Tönen nachahmten, daß sie ihn „Mausiratzenfaller", „Krowat" und „Slowak" schimpften, daß sie Erdklöße und sogar ganze Steine nach ihm warfen. Er dachte darüber nach, wie es der Vater machte, um zu einem Stücke Brot zu gelangen. Jetzt schien ja die liebe Sonne, jetzt brauchte er sich vor den Hunden nicht so zu fürchten, jetzt waren die Menschen nicht so mißtrauisch.

Von Haus zu Haus zog er, überall bot er seine

Dienſte an, überall umſonſt. Erſt geſtern hatten die Bauern den Alten gefeſſelt durchs Dorf führen ſehen, für die nächſten Tage wollten ſie mit keinem Slowaken etwas zu tun haben. Hätte ihm das dreijährige Kind der ledigen Schulzenhofmagd nicht ſeinen Sonntagskuchen und die ſchöne Kellnerin vom „Roten Löwen" nicht ein Glas Milch geſchenkt, er wäre vor Schwäche umgeſunken.

Die Hitze des Tages nahm noch immer zu, obgleich es ſchon auf den Abend ging. Auf dem Platze ſtand ein Muttergottesbild. Franiſchko erinnerte ſich an ſeine Mamka und ſetzte ſich nachſinnend auf die Stufen der Säule. Wenn er ſtürbe, ſo käme er in den Himmel, hatte man ihn gelehrt. Er wollte aber nicht in den Himmel kommen, wenn es oben ſo heiß war.

Da kamen zwei Männer des Weges, der Pfarrer und neben ihm der Herr Adjunkt, ein junger Mann, der erſt vor Kurzem die Univerſität verlaſſen hatte.

„Ein ſtörriſches Volk, dieſe Slowaken", ſagte eben der Pfarrer. „Selbſt mein Zureden konnte den Mann nicht zum Geſtändniſſe ſeiner Schuld bewegen. Leider, leider!"

„Da liegt ſein Bub, Herr Pfarrer", rief der Adjunkt. „Er iſt ja kaum zwölf Jahre alt; er wird zu einer Ausſage zu bringen ſein. Kommen Sie, Herr Pfarrer; Sie werden vielleicht einem intereſſanten Verhör beiwohnen." —

Sie rüttelten den Knaben aus ſeinen Träumen auf. „Liebes Kind", nahm der Adjunkt

das Wort, „weißt du auch, weshalb sie deinen Vater eingesperrt haben?"

„Ich weiß ich nir."

„So hast du denn gar nichts in der Schule gelernt? Nicht einmal die zehn Gebote? Weißt du denn nicht: Du sollst nicht stehlen?"

„Sollst nir töten! Sollst nir stehlen! Sollst nir ehebrechen!" murmelte der Knabe und schaute dabei dem Adjunkt so kummervoll, so unschuldig ins Gesicht, daß dem jungen Mann eine Ahnung aufging, das Kind müßte doch am Ende nicht an den Streichen seines Vaters beteiligt sein. Doch besann er sich und fuhr fort:

„Hast du auch schon mit deinem Vater gestohlen?"

„Ich weiß ich nir."

„Lassen Sie das Kind", unterbrach der Pfarrer das seltsame Verhör.

Doch der Jurist ließ nicht mehr ab. „Wie, du wüßtest nicht, was stehlen heißt? Hast du noch niemals Erdäpfel aus dem Felde gezogen und sie beim Feuer des Erdäpfelkrautes gebraten?"

„Hab ich nir zogen, hab ich nir braten."

„Dein Vater aber tat es alle Tage. Nicht wahr?"

Franischko horchte hoch auf. Das also war es, was der Tatko machte, um zu essen zu haben? Ja, da mußte er es auch so machen. Was Tatko machte, das war gut. Vorsichtshalber fragte er aber doch: „Hat Tatko stohlen?"

„Freilich! Und du wirst ihm wohl dabei ge-

holfen haben! Erinnere dich nur recht! Wo ein Haus leer ſtand, da ging dein Tatko hinein — he? — und was an Eßwaren da lag, das nahm er mit he? eine Wurſt, einen Schinken, einen Brotlaib — he?"

Dem armen Franiſchko lief das Waſſer im Munde zuſammen; jetzt war ihm geholfen, er wußte wie es der Vater machte.

„Hab nit wußt!" ſagte er, dankbar zu dem jungen Juriſten aufblickend.

„Arme Seele", rief der Pfarrer. Der Adjunkt lachte ärgerlich und die Männer gingen ihres Weges weiter. — —

Am Abende dieſes Tages wurde der alte Franio aus ſeiner Haft entlaſſen, denn der wahre Hühnerdieb hatte ſich gefunden. Der Slovak bekam ſogar noch ein Stück Kommisbrot auf den Weg und den Rat, ſich in dieſem Bezirk nicht wieder blicken zu laſſen; er wars zufrieden, doch machte ihm das Schickſal ſeines Buben ſchwere Sorge. Was war aus dem Kinde geworden? Niemand wollte es ſeit einigen Stunden geſehen haben und die Nacht brach ſchon herein. Und überdies drohte ein ſchweres Gewitter.

Der Alte durchforſchte die ganze Umgebung des Dorfes, lange umſonſt; da, als er um eine Waldecke bog, an deſſen Saume ein Kartoffelfeld lag, ſah er ſeinen Buben. Er ſaß neben einem kleinen Feuer, in welchem Kartoffeln brieten; neben ihm, auf dem Raſen, glänzte ein Stückchen Speck und ein Würſtlein. Als Franiſchko den Vater erblickte, ſprang er auf und

eilte ihm stürmisch entgegen. Der Vater war erschrocken.

„Wo hast du das her, Franischko?" fragte er in seiner Muttersprache.

„Oh, Tatko, du wirst mich loben", rief das Kind. „Ich habe alles gemacht, wie du. Und ich war sehr geschickt, du mußt mich jetzt alles lehren, was du kannst!"

„Wo hast du das her?" wiederholte der Vater.

Franischko schaute seinen Vater schelmisch an. Er zögerte mit der Antwort, um dessen Neugier auf's Höchste zu spannen. Wie wird sich der Tatko freuen, wenn er hört, was sein braver Franischko in seiner Abwesenheit gelernt hat! Franischko war auf Speck und Wurst beinahe ebenso stolz, wie damals, als er den Vater mit der ersten, eigenhändig ausgeführten Mausefalle überrascht hatte. Auch damals war sein Lerneifer gelobt worden.

Endlich hielt er sich nicht länger. Er wollte sein Lob einheimsen. Er rief vergnügt:

„Schau, was ich Neues kann! Gestohlen hab ich's! Ja, Tatko, ich hab' das Stehlen gelernt! Ganz allein hab ichs gelernt." — —

— „Du Bankert!" schrie der Alte und warf wütend das Kind zu Boden. Doch schon besann er sich, setzte sich neben seinen Knaben auf die Erde, beruhigte ihn und fragte ihm allmählig ab, wie er denn das Stehlen gelernt hätte. Schwere Tränen rannen über das zermarterte Antlitz des Slovaken, als er den Bericht vernahm. „Pamboschko na nebi" (Gott im

Himmel), rief er, „was wird die Mutter dazu ſagen.“ — —

Das Feuer war erloſchen. Franiſchko wartete ſeit einer Stunde darauf, daß ſein Vater ihm zu eſſen gäbe. Jetzt zog der alte Franio das Stück Kommisbrot aus dem Sack, ſchnitt es in zwei Hälften; die eine gab er dem Knaben. Wurſt und Speck hatte er in der erſten Erregung bei Seite geworfen. Franiſchko ließ ſich das harte Brot gut ſchmecken. Der Alte aber ſchielte fortwährend nach dem geſtohlenen Gute hinüber. Wärs ſo gut haben könnte! Plötzlich ſchluckte er mit einem groben Fluche einen großen Biſſen Brotes, an dem er ſchon lange herumgekaut hatte, herunter, holte das Weggeworfene ſcheu herbei und teilte es mit dem Kinde. Bald war das Bißchen Nahrung verzehrt.

Wieder verging eine halbe Stunde. Das Gewitter brach los, und Franios Antlitz wurde immer härter.

„Franiſchko“, ſprach er, „wo haſt du das gefunden? — War noch mehr da? — Zeig' mir den Weg!“

Wie der Franischko Geographie studierte

Vor dem Laden eines Buchhändlers standen zwei Knaben im Alter von ungefähr zwölf und zehn Jahren. Es waren junge Brüder, welche eben das Schulhaus verlassen hatten und den kurzen Weg bis zu der elterlichen Wohnung nun auf alle mögliche Weise zu verlängern wußten. So machten sie es alle Tage. Das eine Mal betrachteten sie aufmerksam und wißbegierig den lebendigen Hummer im Schaufenster des Kaufmanns, ein anderes Mal zählten sie die Pflastersteine oder liefen in ziemlich spitzen Winkeln über den Damm hinüber und herüber, oder sie lernten alle Firmen und Anzeigen der Straße auswendig.

Heute hielten sie — wie gesagt — vor einer Buchhandlung, weil eine große Landkarte in ihnen eine Erinnerung an die letzte Geographiestunde geweckt hatte. Unbekümmert um das Treiben, wie es sich um diese Vormittagsstunde in allen Teilen der Hauptstadt entfaltete, standen sie da und fragten einander aus. Ihre hellen Augen suchten auf der ausgehängten Karte von Mitteleuropa umher, bis sie einen bekannten Ortsnamen gefunden hatten. Hier lag Berlin, der Sitz der Regierung, da Wien, wo die Donau blau ist, da Nürnberg, wo die Häuser fünfhundert Jahre alt sind und davon schiefe Fenster und spitze Dächer bekommen haben, da Straß-

burg, die wunderschöne Stadt, da im äußersten Winkel Thorn, wo der Pfefferkuchen herkommt, und ganz unten Genf, wohin die Eltern der beiden Kinder in den Ferien reisen wollten.

Der Jüngere wurde nicht müde, zu fragen und selbst zu antworten, obgleich der Aeltere ihn schon zweimal mit den Worten: „Du, Otto, wir bekommen kein Frühstück!“ zur Eile gemahnt hatte.

„Du willst nur gehen, weil du dich schämst! Du weißt aber auch gar nichts, Ernst. Hier ist Hamburg, wo man nach Amerika fährt.“

Und der kleine energische Otto stellte sich auf die Fußspitzen, um mit dem Zeigefinger den Punkt auf der Karte deuten zu können. Der stillere und langsamere Ernst nahm die Mitteilung ohne jede Empfindlichkeit hin, aber sein Wetteifer war doch geweckt. Er hatte eben einen kleinen Slovakenjungen erblickt, der neugierig neben ihnen stehen geblieben war. Er hatte es sich gemerkt, wo die Slovaken herkamen und mit einem stolzen Aufleuchten seiner großen blauen Augen fragte er: „Ich weiß auch etwas, was du nicht weißt. Wo ist Trenschin?“

„Trenschin? Da kommen die Mausfratzenfaller her!“ antwortete Otto lebhaft, um wenigstens seine kulturhistorischen Kenntnisse zu zeigen, da er die geographische Lage nicht sofort feststellen konnte.

„Ja“, sagte Ernst. „Aber zeig' es mir auch! Du bist ja immer der Klügere! Wenn du es aber nicht gleich findest, so ergib dich!“

„Nein, nein", rief Otto, während seine Augen unruhig die Karte auf und ab liefen.

Der Slovakenjunge, den die bunten Farben im Schaufenster angezogen hatten und der jetzt bei den letzten Worten des Knaben in eine ungeheure Aufregung geriet, war der kleine Franischko, der auch heute mit seinen vielen Mausefallen, Deckeln, Töpfen, Quirlen, Trichtern, Lämpchen, Bechern und ähnlichen Blechwaren beladen, von Haus zu Haus ziehend, hieher geraten war. Es war Franischko, der die wohlerzogenen, sauber gehaltenen Knaben nicht beneidete, bloß bewunderte.

Was wußten die vornehm gekleideten jungen Herren von Trenschin?

Trenschin war weit, weit weg. Vierzehn Tage mußte man wandern, wandern am Fluß vorbei und durch blühende Felder, über Berg und Tal, durch Wald und Sand, wandern bei Nacht und Wind und bei sengender Sonnenglut, wandern mit lahmen Füßen, unter drückenden Warenlasten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bevor man hierher gelangte zu den fremden deutschen Menschen. Oder hatte ihn der Tatko in der Runde herumgeführt? War er hier am Ende wieder in der Nähe der Heimat? Der Tatko hatte ihn allein hier zurückgelassen und ihm verboten, an die Heimat zu denken. Und der arge Majster schlug ihn, wenn er nach Trenschin fragte.

Sollten diese beiden Knaben ihm Auskunft geben können?

Noch immer ſuchte Otto den bezeichneten Ort. Seine Lippen bewegten ſich, weil er innerlich die Namen aller bekannten Städte las, an denen ſein Auge unbewußt vorüberglitt. Da plötzlich rötete ſich ſein Geſicht und jubelnd rief er: „Da iſt Trenſchin!“

Der kleine Slovakenjunge zitterte. Die beiden Knaben ſahen ſo freundlich aus — ſie würden ihn nicht ſchlagen! Beſonders der ältere mit ſeinem ruhigen milden Geſicht flößte Vertrauen ein. Da faßte ſich Franiſchko ein Herz und trat an die Knaben heran, als ſie ſich eben zum Gehen wandten.

„Bitt' ich, gnädiges junges Herr, bitt' ich untertänigſt, wu ... wo iſe Trenſchin?“

Die erſte Bewegung der beiden Knaben ſah beinahe aus wie ein Fluchtverſuch. Aber ſchon blieb Otto ſtehen und betrachtete den kleinen Frager mit überlegener Miene.

„Schäm' dich, Mauſiratzenfaller“, ſagte er. „Du, Ernſt, der iſt dumm. Er iſt ſelbſt aus Trenſchin und weiß nicht, wo es liegt.“

Bitt' ich, gnädigſtes junges Herr, wo iſ Trenſchin? Bitt' ich, hab' ich Mutterle meiniges da unten. Wo iſe Trenſchin?“

Otto reckte ſich wieder empor und zeigte mit dem Finger auf den Punkt der Landkarte. „Da iſt dein Trenſchin“, ſagte er.

„Bitt' ich ſeh ich nir Trenſchin. Trenſchin iſ großmächtige Stadt, Maſſa Häuſer, iſ hier Glas und Papier, iſ nir Trenſchin.“

Und der kleine Franiſchko ſah enttäuſcht auf

den Altersgenossen, welcher ihm noch vor Kurzem wie ein höheres Wesen erschienen war. Otto schaute erst noch auf seinen Bruder, ob dieser auch ein aufmerksamer Zeuge seines Triumphes sei, dann begann er zu Franischko:

„Du bist ein ganz großer Esel. Du mußt doch Geographie gelernt haben und weißt nicht einmal, was eine Landkarte ist? Das hier ist eine Landkarte, und da stehen alle Städte und Dörfer und Marktflecken und Flüsse und Nebenflüsse darauf. Eine Landkarte ist nämlich, wenn man, weißt du, das ist so, wie wenn einer ein Bild aufzeichnet. Das ist auch viel kleiner, aber man kann doch alles darauf sehen. Auf dieser Karte steht beinahe die halbe Erde, aber die ist tausendmal größer."

„Vielleicht zweitausendmal. Meinst du nicht, Otto?" sagte Ernst.

Franischko hörte mit offenem Munde den unverstandenen Reden zu. Wenn er doch auch so klug wäre wie diese Knaben, welche das Bild der Erde zu deuten wußten! Aber hier war keine Zeit zu Wünschen und Betrachtungen. Inständig begann er wieder:

„Armes Franischko nix lernt! Wo ise Trenschin?"

Die beiden Knaben schauten einander betroffen an. Auf der Landkarte wußten sie wohl Bescheid, aber dieser Slovakenjunge verlangte offenbar zu wissen, wo der Ort wirklich auf der weiten Erde läge. Das war ihnen noch nie eingefallen, daß die Wissenschaft auch

einen Nutzen gewähren könnte. Ernst faßte sich zuerst.

„Komm' mit", sagte er zu dem Kinde. „Papa wird es dir sagen. Papa weiß alles."

„Dazu brauchen wir noch lange nicht den Papa", rief Otto erregt. „Ich weiß es ganz gut, Mausfratzenfaller. Schau, wir sind hier" — und er wies mit dem Finger auf einen Punkt auf der Landkarte — „und Trenschin liegt rechts. Rechts ist Osten. Trenschin liegt also im Osten." Und herausfordernd blickte er auf seinen Bruder.

„Ja, Trenschin liegt im Osten", wiederholte Ernst, indem er bewundernd den jüngeren Bruder betrachtete.

„Wo ise Ost, wo ise Trenschin? Liebes gnädiges junges Herr, wo ise Trenschin?"

Ohne eine Silbe zu antworten, lief Otto, gefolgt von seinem Bruder und dem Slovakenjungen, über den Damm auf die andere Seite der Straße. Hier schien die Mittagssonne hell auf das saubere Pflaster. Otto stellte sich stramm hin, das Gesicht seinem eigenen Schatten zugewendet. Dann streckte er die linke Hand in gerader Richtung von sich, deutete mit dem Finger und rief: „Dort ist Osten."

„Nein, Otto, rechts ist Osten", verbesserte Ernst.

„Das habe ich ja gesagt", rief Otto mit rotem Gesicht.

Und die beiden Brüder begannen so lebhaft zu streiten, daß sie bald des landfremden Kindes

vergessen hätten, wenn Franischko sie nicht mit seinem kläglichen und immer dringenderen: „Wo ise Trenschin?“ an sich erinnert hätte.

Die Streitenden einigten sich. Beide stellten sich nebeneinander auf, ihren Rücken der Sonne zugewendet, beide streckten die rechten Arme aus und riefen: „Dort ist Osten, dort ist Trenschin.“

Lange starrte Franischko in die bezeichnete Himmelsrichtung, als wollte er sie seinem Gedächtnisse für immer einprägen. Schon hatten seine beiden Freunde ihn verlassen, da rief er ihnen nach, ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne seinem Blick eine andere Richtung zu geben. Die Knaben kehrten zurück.

„Ise sich viel weit nach Trenschin?“

Ernst stieß seinen Bruder an. „Das wollen wir doch lieber den Papa fragen. Das haben wir noch nicht gelernt.“

Otto lachte, faßte seinen Bruder bei der Hand und schleppte ihn wieder zur Landkarte. Hier verglich er aufmerksam die Entfernungen, rieb sich die Stirne, kratzte unter der Mütze den Kopf und sagte endlich mit Entschiedenheit: „Vierundzwanzig Stunden.“

„Aber Otto, wie kannst du das wissen?“

„Das kann ich ganz gut wissen“, schrie Otto unter lebhaften Gestikulationen. „Papa sagt gestern beim Kaffee, daß die Reise nach Genf zwei Tage dauern wird. Von hier nach Genf ist doppelt so weit wie nach Trenschin. Siehst du? Gerade doppelt so weit.“ — Und er maß die Entfernungen mit dem Bleistift. — „Drei Blei-

ſtifte nach Genf, ein und ein halb nach Trenſchin. Alſo kommt man nach Trenſchin in einem Tage. Und ein Tag hat vierundzwanzig Stunden. Das wirſt du doch wenigſtens wiſſen, Ernſt!"

„Das iſt wahr", erwiderte Ernſt, und ſie kehrten zu Franiſchko zurück und teilten ihm mit, daß er vierundzwanzig Stunden nach Trenſchin brauchte. Die Augen des Knaben erglänzten in Tränen.

„Liebes Gott in Himmel ſoll ſegnen viel tauſend Male gnädigſtes junges Herr." Und Franiſchko griff nach den Aermeln der Knaben, um ſie zu küſſen. Sie liefen aber davon und kehrten ohne weitern Aufenthalt nach Hauſe zurück, wo ſie mit Schelten empfangen wurden. Nachdem ſie jedoch ihr Abenteuer berichtet hatten, war der Zorn der Mutter bald beſchwichtigt, ſie gab den Knaben das verwirkte Frühſtück und verſprach, dem Vater über das Herumtreiben auf der Straße heute nicht zu klagen.

Des Abends wurden aber die Streiche der Kinder doch gewiſſenhaft berichtet und die Eltern prieſen um die Wette die Schlauheit ihres Jüngſten.

Franiſchko ſtand noch lange da und ſtarrte nach Oſten, nach Trenſchin. Die Wagen raſſelten an ihm vorbei, das Gewirr von tauſend Menſchenſtimmen ſchlug an ſein Ohr, die Hunde bellten, von allen Türmen ſchlug in ſeltſamem Gemiſch die zwölfte Stunde. Und aus dem Geraſſel und Gewirr, aus dem Glockenklingen und

dem Hundebellen vernahm Franischko, deutlich wie im Traum, die Melodie des trauten Liedes, das die Mädchen beim Tanze sangen:

„Wo ist mein Land? Wo steht mein Haus?
Trenschin, du dornenreiche!
Rose, du düftereiche!
Dort ist mein Land! Dort zog ich aus!"

Näher und näher hörte er die schwermütige Weise, schon konnte er die einzelnen Stimmen unterscheiden. Die laute helle Stimme, welche alle anderen übertönte, war das nicht die schwarze Katscha, und der tiefe Baß, der sich immer zu ihr hielt, war das nicht der lange Ondrej? Und jener leise, leise Ton, der immer zu weinen schien, wenn er zu dem Verse „Trenschin, du dornenreiche!" kam, war das nicht die Mamka, die liebe alte müde Mamka, die sich immer so innig freute, wenn der Franischko nach Hause kam? Ja die Mamka wird ihn gewiß freudig willkommen heißen! Und konnte ihm selbst der strenge Tatko böse sein, wenn er zwei Arbeitstage versäumte, um einmal zu Hause zu sein? Der Tatko war nicht böse, nein, auch wird die Mamka für den Franischko bitten.

Ob er es wagt? Wieder tönt um sein Ohr ein Lied, der wilde Sang von der „Uherska krajina" und er glaubt offenen Auges den Imrich und die Bora zu sehen, wie sie tanzen, und die Zigeuner zu hören, die dazu aufspielen — und juchhei! auf springt er und in rhythmischen

Sprüngen, wie zum Tanze, eilt er davon — dem Osten entgegen. In vierundzwanzig Stunden wird er bei der Mamka sein! Die Waren auf seiner Schulter klirren den Takt und die Hunde umspringen ihn kläffend und die Leute auf der Straße blicken ihm lachend nach. — —

Wie flog er dahin! Schon lagen die Häuser der Stadt hinter ihm, und zwischen Gärten und Landhäusern hin führte sein Weg. Er hatte ihn gut gemerkt: rechts stand die Sonne! Und wenn sie sank und unterging? Bah, dorthin, — dorthin mußte er! Er kannte sein Ziel. — Dort liegt Trenschin!

Jetzt war er auf freiem Felde. Ueber Hecken hinweg, durch wogende Kornfelder eilte der Knabe. Wohl rief ihn hier ein Feldhüter an, wohl setzten ihm da die Dorfbuben nach, aber Franischko war schneller als sie alle. Ja, sucht ihn nur einzuholen! Wenn ihr nicht Flügel habt und nicht auch zur Mutter eilt, — ihr erjagt ihn nicht. Einmal hörte er gar drohend hinter sich rufen und endlich einen Schuß. Aber der Schuß galt gewiß den Spatzen auf den Pflaumenbäumen, die dort die Wiese umsäumen, nicht ihm. Wer könnte so schlecht sein und auf den Franischko schießen, der zu seiner Mamka läuft?

Und jetzt den Berg hinauf. Anfangs ging es mit derselben Hast, wie seit drei Stunden. Plötzlich aber wurde dem Franischko schwarz vor den Augen, seine Brust keuchte und ein kalter Schweiß lief ihm über die Stirn. Franischko erschrak. Die kluge Mamka hatte ihm einst nicht

umsonst eingeschärft, man müßte den Berg hinauf fein langsam gehen. Er durfte ja heute nicht krank werden. Auch war es töricht, so in die Welt hinein zu rennen. Der gelehrte Knabe hatte ja nur von vierundzwanzig Stunden gesprochen und dabei gewiß nicht an ein *Laufen* von vierundzwanzig Stunden gedacht.

So fing denn Franischko an, bedächtiger vor sich hinzuschreiten. Nicht so langsam, daß er hätte verschnaufen können, aber auch nicht so schnell, daß der Schwindel wiedergekommen wäre, der ihn auf dem Berge beinahe umgeworfen hätte.

Und die Sonne sank immer tiefer und Franischko wurde immer müder. Und als die Sonne untergegangen war und Dämmerung immer dichter den Knaben umgab, da verband er seine Richtung mit den Sternen und schritt weiter. Kein Laut war zu vernehmen, als das Klirren des Warenhaufens auf seiner Schulter, der bei jedem seiner Schritte hart niederfiel und ihn zu Boden ziehen zu wollen schien. Wie, wenn er die Waren hier irgendwo zurückließ, um sie auf dem Rückwege wieder abzuholen?

Er mußte noch eine halbe Stunde gehen, bevor er zu einem Hause kam. Es war eine einsame Schänke, etwa tausend Schritt von den ersten Häusern eines kleinen Dorfes entfernt; aus ihren Fenstern blinkte ihm helles Licht entgegen. Franischko pochte an der Tür und bat um die Erlaubnis, die Waren bis zum übernächsten Tage hier zurücklassen zu dürfen. Der Wirt und seine

junge Frau waren allein im Hause. Lachend nahm der Mann die Sachen in Empfang. Während die Frau sich entfernte, um das anvertraute Gut zu verwahren, sank Franischko an der Schwelle zusammen und lehnte, sofort vom Schlafe übermannt, an dem Türpfosten.

Jetzt rief der Mann ihn an. Franischko fuhr empor und murmelte in seiner Muttersprache einige Worte des Dankes. Die Frau kehrte zurück und blickte mitleidig auf den Knaben. Ohne einen ärgerlichen Ruf ihres Mannes zu beachten, sagte sie: „Du bist müde. Willst du nicht lieber bei uns im Stalle übernachten, als in der Dunkelheit weiter laufen?"

„Bitt' ich, will ich zu Mutterle", antwortete Franischko.

„Wie weit hast du denn noch zu deiner Mutter?"

„Bitt' ich, morgiges Tag, wann am heißesten is, Franischko bei Mutterle sein."

„Und den ganzen weiten Weg willst du machen, ohne dich einmal auszuruhn? Hast du denn etwas Geld, um dir Brot zu kaufen, wenn dich hungert?"

Franischko schüttelte traurig den Kopf. Wohl trug er beinahe einen Gulden, den Erlös des Tages, bei sich in der Ledertasche. Aber das Geld gehörte dem Majster, Franischko durfte es nicht anrühren.

„Ein Stück Brot werde ich ihm doch geben dürfen?" fragte die Frau, indem sie dem Wirt schmeichelnd nahe rückte.

„Meinetwegen denn", brummte der Mann. „So viel wird sein Blech noch wert sein."

Franischko erhielt dankbar einen großen Schnitt Brot. Er hielt sich aber nicht auf, sondern begann im Weiterschreiten seine Mahlzeit. Wie neu belebt eilte er nach der kurzen Rast und kleinen Stärkung weiter. Jahr und Tag war es ihm nicht so gut geworden, ohne seine schwere Last einherzugehen. Nichts zu tragen!

Die vornehmen Herrn konntens nicht besser haben.

Franischko betete für die gute Frau, die ihm das Brot gereicht hatte. Ja freilich mußte er in der Nähe der Heimat sein, denn das war kräftiges schwarzes Brot, wie es in Trenschin gebacken wurde, und nicht so ein saueres Zeug, wie er es in der Stadt zuweilen bekam. Franischko mußte laut lachen. Wenn die Sonne aufging, dann erkannte er gewiß die Gegend, denn dann war er nur noch wenige Stunden von der Heimat entfernt, und da kannte er viele Meilen ringsum jedes Maulwurfsloch. Vielleicht schritt er schon jetzt zwischen wohlbekannten Bergen dahin. Der Bach, dessen Lauf er schon seit einer Stunde folgen durfte, war vielleicht die Kyssucza. Franischko hielt ein Weilchen inne, lief zum Bache hinab und tauchte seine Fingerspitzen beinahe zärtlich in das Wasser; dann schöpfte er mit der hohlen Hand und trank. Er konnte es aber nicht mit Sicherheit sagen, ob es die Kyssucza war. Er eilte weiter.

Der Mond ging auf und stärkte mit seinem

ſtillen Licht den Mut des Knaben. Er begann zu ſingen, um ſich die Zeit zu vertreiben.

Ich geh' nicht nach Hauſe,
Ich geh' nicht nach Hauſe,
Zu Hauſe ſetzt es Hau'.
Die Baba wird mich hudeln,
Ich aß ihr alle Nudeln.
Ich geh' nicht nach Hauſe,
Ich geh' nicht nach Hauſe,
Zu Hauſe ſetzt es Hau'.

Das dumme Lied! Nur die Melodie war ſchön, aber die Worte hatten gar keinen Sinn; denn zu Hauſe war es gar gut und niemand hudelte ihn. Auch lachte der Franiſchko in ſich hinein, als ihm bei der Wiederholung des Liedes einfiel, daß er noch niemals über den Sinn des Liedes nachgedacht hatte. Da hörte er damit auf und pfiff die Melodie ſtillvergnügt vor ſich hin, bis neue Gedanken die Lieder ablöſten. Er wird einen rechten Hunger haben, wenn er zu Hauſe ankommt. Der Vater wird zwar ein bißchen ſchelten, wird aber doch die Mamka gewähren laſſen, die ihm ſicherlich eine Suppe kochen wird. Oder gar einen richtigen Kaffee? Franiſchko wurde ganz verlegen bei dem Gedanken.

Das iſt ein großer Wald, durch welchen Franiſchko jetzt wandert. Mitternacht iſt es auch gewiß. Jetzt könnten Wunderdinge geſchehen. Da ruft ja der Kuckuck um Mitternacht. Das iſt

ein glückliches Zeichen. Vielleicht tanzen die abgeschiedenen Seelen heimlich in diesem Walde und dann hat vielleicht die Geisterkönigin Mitleid mit ihm und anstatt ihm sein Blut auszusaugen, gibt sie ihm den Geisterring zu eigen mit dem goldenen Reif und dem bläulich schimmernden Stein. Dann sprengt der Franischko mit seiner Hilfe die Ketten der Erde und reißt aus ihrem Schoße den Berg von Gold und bringt ihn nach Trenschin, und wenn die Mamka seidene Kleider haben will, so schneidet sie fortan nur ein Stück von dem goldenen Berge ab und trägt es in die Stadt zum Juden. Das wird ein lustig Goldschneiden werden!

Oder wie? Will die Geisterkönigin den Ring nicht geben? Wer verscheucht die Geister, daß sie ängstlich auseinanderstieben und sich in Nebelfetzen verwandeln, die jetzt auf einmal um den Bergwald hängen? Das sind gewiß die nächtlichen Räuber, die auf schwarzen Rossen den Wald durchjagen, die Grafen töten und die lichten Jungfrauen aus ihren Ketten befreien. Dann wird der Räuberhauptmann auf ihn zugeritten kommen und wird ihm die Kehle abschneiden wollen; Franischko aber wird höflich den breiten Hut vom Kopfe ziehen und versichern, daß die sechsundachtzig Kreuzer in seiner Tasche nicht ihm gehören, sondern dem Majster, und daß er zu seiner Mamka eile. Dann wird der Räuberhauptmann ihm den Hut mit goldenem Geschmeide füllen und ihm sagen, daß er die Mamka grüßen lasse.

Zwischen Wachen und Träumen wandelt Franischko durch die Stille der Nacht. Er merkt es nicht, wie die Sterne verblassen, nicht, wie ein leiser Wind durch die Blätter des Waldes rauscht und ihn nun mit Frost durchschauert, nicht, wie vor ihm der Himmel sich rötlich erhellt. Mit müden Füßen und müden Augen schreitet er fort, von beseligenden Bildern umgaukelt. Da wird es lichter und lichter um ihn und jetzt — er tritt aus dem Walde und vor ihm zwischen Himmel und Erde flammt der erste Strahl der Sonne über das Land. —

Wie festgebannt blieb Franischko stehen. So weit das Auge reichte auf vielen, vielen Meilen überall üppige Felder, stattliche Dörfer, blanke Kirchtürme und in der Ferne, wo der Himmel schon anfing, eine große Stadt. So sah es in der Umgegend von Trenschin nicht aus! Ein unendlicher Schmerz ergriff den kleinen Franischko, die Tränen schossen ihm in die Augen, aber er wußte nicht recht, was ihn so jählings packte. Es mußte doch ein wenig weiter bis Trenschin sein, als er dachte. Aber dann tat Eile not! Vorwärts! Vorwärts!

Er sang nicht mehr, er träumte und sann nicht mehr. Vorwärts nach Osten eilte er, und vergaß alles andere. Er vergaß die Gesichte der Nacht, die Mamka und den drohenden Majster, er vergaß den Schmerz an seinen Füßen und den quälenden Hunger. Weiter! Weiter! Der Vormittag ist noch lang und Franischko kann noch gehen! Und die Leute sind so wohltätig. Schon

hat ihm das hübsche Mädchen einen Trunk süßer Milch gegönnt, es war ein tiefer, tiefer Trunk, wie Franischko ihn lange nicht getan. Im nächsten Dorfe hat ihm ein ganz kleines Kind einen Apfel geschenkt und dann, als die Sonne heißer herunter schien, hat ihm jemand — wars der Pfarrer oder wars seine gute Mamka? — Bier gereicht.

Ja, das Bier, das hatte ihn gestärkt! Oder hatte es ihn gar trunken gemacht? Es war ja nur ein Glas! Und doch — Franischko fühlte es, daß er nicht klar im Kopfe war. Oder war es eine schwere Krankheit, welche das Blut peitschte, daß es ihm die Schläfen zu sprengen drohte? Wohin wollte er denn nur so eilig durch die spitzigen Nadeln hindurch, die ihm die Füße zerstachen? Warum versteckte er sich nicht vor dem glühenden Eisen, welches von oben her seine Augen umflimmerte? Franischko ist doch so stark, daß er es mit dem Majster schon aufnehmen wird, wenn der Majster ihn schlagen will. Oh, er soll nur kommen!

Horch! Was war das? Hinter ihm, im letzten Dorfe, schlug die Turmuhr so viele Schläge.

Was ging das den Franischko an? Aber nein — er wollte ja diese vielen Schläge anderswo hören, ganz anderswo! Jetzt schallte der erste Glockenschlag aus dem andern Dorfe rechter Hand herüber. Eins — zwei. Franischko zählte. Pamboschko na nebi! Zwölf Uhr mittags! Heiliger Gott, um zwölf Uhr sollte er ja zu Hause sein und wenn er nicht zur rechten Zeit kommt,

ſo ſtirbt vielleicht die Mamka! Pamboſchko na nebi! Und Franiſchko ſteht müßig da in fremder, fremder Gegend und zählt die Schläge einer fremden Dorfuhr. Das ſoll ſeine Mamka nicht von ihm ſagen, daß er ſie im Tode vergeſſen habe.

Aber wo war Trenſchin? Plötzlich hatte er die Richtung vergeſſen, von der er kam. Wo war Trenſchin? Dort konnte es nicht ſein, denn dort war ein großer Teich, in dem der Franiſchko ertrinken würde. Dort auch nicht, denn von dort her kam die Glut, welche ihm das Blut zum Sieden brachte. Aber dort! Das war keine hohe Pappel, wie der böſe Majſter, der jetzt mit drohend erhobener Fauſt dicht hinter ihm ſtand, ihm wohl einreden wollte, das war der Arm der Mamka, der ihm winkte.

„Mamko, mila Mamko!" brachte Franiſchko mit heiſerer Stimme noch hervor, dann jagte er fort, der Mamka entgegen. Durch hohe Kornfelder hindurch, über Stoppeln und Steine, über Gräben und durch dichtes Untergehölz, das ihm die armſeligen Kleider in Fetzen riß, ging die Jagd.

Auf einmal wurde es finſter. Ob Nacht oder Blindheit, er taumelte weiter. Er ſtürzte und ſprang wieder empor. Dann wurde es noch einmal Licht um ihn her, das glühende Eiſen näherte ſich den Augen, heiß und rot flammte es vor ihm auf und mit einem Schrei ſtürzte er zu Boden.

So fand ihn der Lehrer. Der Lehrer war ein trauriger Mann mit blaſſen Wangen und ſchwarzen Augen. Böſe Kinder fürchteten ſich

vor ihm, aber er war gut gegen den armen Franiſchko. Er trug ihn mit Hilfe eines Knechtes nach ſeinem fernen Häuschen, kühlte ihm die brennende Stirn, wachte an ſeinem Lager und flößte ihm eine labende Arznei ein. Tag um Tag verging, bevor die Macht des Fiebers gebrochen war. Doch endlich, an einem hellen Sonntagsmorgen, erwachte Franiſchko wieder zum Bewußtſein und ſah in ein Paar milder dunkler Augen und fühlte eine weiche Hand, welche lind über ſeine abgemagerten Wangen glitt. Das war beinahe ſo ſchön, wie bei der Mamka.

Dann kamen herrliche Tage. Franiſchko war noch zu ſchwach, um ſich vom Lager zu erheben, der Lehrer aber brachte ihm ſchmackhafte Suppen und Weißbrot, ſpäter gar Honig und allerhand Früchte, und plauderte mit ihm des abends und erzählte ihm Märchen, ſo ſchön, ſo ſchön. Später durfte Franiſchko in das Gärtchen hinaustreten und ſich unter den hohen Birnbaum ins Gras legen. Es war wie im Vaterhaus, und die beiden Knaben hatten doch wohl den richtigen Weg gewieſen.

Franiſchko mußte dem Lehrer erzählen, wie er in dieſes Dorf gekommen und was ihm da zugeſtoßen ſei. Der Lehrer blickte ſo mitleidig, wie das Chriſtusbild in der Kirche, als Franiſchko die Geſchichte ſeiner Reiſe erzählte. Nachdem Franiſchko alles berichtet hatte, was er wußte, fragte er ſo zutraulich, wie er ſich ſonſt keinem Menſchen zu nähern wagte: „Bitt' ich, frag' ich,

Pane Lehrer, haben wullt Knaben böſe ſuppen armes Franiſchko mit ganz ganz kleines Bilderle von großmächtigen Erden?"

Der Lehrer antwortete: „Nein, mein guter Franiſchko, wohl gibt es Bilder von der Erde, aber die Kinder wiſſen ſie nicht zu deuten. Man muß groß geworden ſein, um die Bilder ins Unendliche zu vergrößern, man muß alt geworden ſein, um ſich auszukennen auf der Erde. Freue dich, Franiſchko, daß du noch klein und jung biſt. So ſiehſt du noch die ſchönen farbigen Bilder, wir ſehen nur noch die häßliche farbloſe Wirklichkeit. Du dankſt es mir heute, daß ich dich aus der der Ohnmacht geweckt habe. Möchteſt du mir nicht fluchen, wenn auch du dereinſt das Bild der Erde begreifſt."

Franiſchko ſchwieg lange und ſchaute vergnügt in die Krone des Birnbaumes. Dann ſagte er:

„Verſtund ich gar nix, Pane Lehrer, ober bin ich luſtiges Franiſchko, weil mich gnädigſte Knabe nix wullt ſuppen."

Eines morgens erwachte Franiſchko ſo munter, daß er mit der Sonne aufſtand und wild im Freien umherlief. Plötzlich hielt er inne und begann bitterlich zu ſchluchzen. Es fiel ihm ein, daß er nun geſund ſei, und daß die Herrlichkeit beim guten Lehrer nun ein Ende haben müſſe. Doch der Lehrer ſollte nicht ſehen, wie ſchwer dem Franiſchko der Abſchied fiel. Franiſchko trocknete die Augen, trat in die Stube des Lehrers und ſagte ihm, daß er geſund ſei und nun

wieder an die Arbeit gehen müsse. Trotz seinem mutigen Vorhaben brach er jedoch bei den letzten Worten wieder in Tränen aus und war nicht mehr im Stande, die Dankesworte hervorzubringen, welche er noch auf dem Herzen hatte.

Auf Wunsch des Lehrers mußte Franischko diesen Tag noch bei ihm zubringen und vom Besten genießen, was des Lehrers Küche bot. O, der Lehrer, das mußte ein gar reicher Mann sein! Als er hörte, wie gut der Franischko seine Waren geborgen hatte und wie ihn allein die Furcht vor seinem Majster noch quälte, da gab ihm der bleiche Mann, ohne mit der Wimper zu zucken, eine große, große Summe Geldes, ganze fünf Gulden, ebensoviel, vielleicht noch mehr, als die schwerste Warenlast Franischkos wert war.

Am nächsten Morgen mußte Franischko aufbrechen. Der Lehrer war in der Schule beschäftigt und konnte darum nicht Abschied nehmen.

Franischko war in jener tollen Nacht wohl recht sehr irre gegangen, denn die Hauptstadt war, wie der Lehrer ihm gesagt hatte, nur etwa zehn Stunden entfernt. Auch erkannte Franischko die Landschaft nicht wieder, durch welche er jetzt nach Anweisung seines Wohltäters schweren Herzens wanderte. Erst nachmittags, als die zahlreichen Gemüsefelder schon die Nähe der großen Stadt verrieten, erkannte der müde Knabe das Plateau wieder, auf welchem ihn der Wald aufgenommen hatte. Und nun fand er auch nach kurzer Zeit das einsame Haus, dessen gutherzigen Bewohnern er seine Ware übergeben hatte.

Als er auf das Gebäude zu schritt, sah eben — von Franischko nicht bemerkt — der Wirt zum Fenster heraus. Kaum hatte er den Slovakenjungen erblickt, schloß er das Fenster, rief seine Frau und zog sich mit ihr in die Stube zurück.

Als Franischko bei der Haustür anlangte, empfing ihn ein fremder junger Mann mit höhnisch lachendem Gesicht und fragte nach seinem Begehr. Franischko erzählte, daß er die Waren hier zurückgelassen habe und nun abholen wolle. Pamboschko na nebi, liebes Gott in Himmel werde den braven Vaterle und Mutterle lohnen!

„Dann hat er ihnen wohl schon alles gelohnt!" antwortete der Mann. „Du meinst wohl den früheren Wirt und seine Frau. Die sind vor vierzehn Tagen beide gestorben."

Franischko erschrak heftig und fragte eifrig nach seinen Waren.

„Ich weiß von nichts", lautete die rauhe Antwort. „Die Verwandten des früheren Wirtes sind gekommen und haben alles fortgenommen, wahrscheinlich auch dein Blechzeug. Sie sind seitdem mit allem Hab und Gut nach Amerika ausgewandert. Und jetzt schau, daß du fortkommst, Mausratzenfaller, sonst hetz' ich die Hunde."

Franischko schlich sich betrübt davon. Der Verlust seiner Waren war zu ertragen, denn seinem Majster war das Geld des Lehrers gewiß noch lieber. Doch der Tod der braven Menschen hatte ihn geschmerzt. Langsam ging Fra-

niſchko ins Dorf zurück, trat in die Kirche und betete ein Vaterunſer für die Verſtorbenen, welche ihn in ſeiner Not unterſtützt hatten. Dann nahm er beruhigt ſeinen Weg auf.

Als er bei dem Wirtshauſe wieder vorüberkam glaubte er den Wirt und ſeine Frau, oder vielmehr ihre abgeſchiedenen Seelen am Fenſter lachen zu ſehen. Sie freuten ſich im Himmel gewiß über ſein Gebet. Franiſchko ſchlug ein Kreuz und ſchritt eiliger der Stadt entgegen.

Wie der Franischko das Schreiben lernte

Frühmorgens, um fünf, um vier Uhr, wenn die Bewohner Berlins ihren tiefsten Schlaf schlafen, wandern alltäglich die schwerbeladenen Slovakenjungen durch öde Straßen der Hauptstadt zu. Draußen hinter Rixdorf, in den elenden Kellern baufälliger Häuser, haben sie für die Nacht eine Unterkunft gefunden. Ihr Majster gibt ihnen wohl des abends ein Stück trockenen Brotes und des morgens einen ziemlich braunen und warmen Abguß irgend welchen Wurzelwerks, dann aber müssen sie hinein in die Stadt, müssen da von Haus zu Haus ziehen, ihre Blech- und Drahtwaren anbieten, alle Treppen steigen, die drohenden Blicke der Polizeibeamten, die Scheltworte der Dienstmädchen, die Püffe der Straßenjungen ertragen, müssen in der fremden Sprache feilschen und betteln, müssen wandern Sommer und Winter von früh bis spät und müssen froh sein, wenn des abends der Erlös nicht gar zu klein ist. Der strenge Majster könnte sonst wohl zornig werden.

Wir erkennen den kleinen Franischko. Er hat schon öfter auch an unserer Tür gestanden und er ist von seinen Kameraden leicht zu unterscheiden. Wohl kennzeichnen auch bei ihm die vollen Lippen, der breite Mund, die stumpfe Nase, das straffe Haar den Slovaken. Doch das kindliche Gesicht wird gefällig, ja in man-

chen Augenblicken schön durch die großen dunklen Augen, welche unaussprechlich traurig und sehnsuchtsvoll in die Welt hinausschauen.

Ja, wenn es schon Winter wäre! Dann ist es zwar bitter kalt in den schlechtgeflickten Lumpen, die ihn kleiden sollen, aber dann ist der Frühling nicht mehr weit und im Frühling, zu Ostern, da ist alles Weh der Welt vergessen, da kehrt er heim zu seiner Mamka nach Trenschin; er bringt dem Tatko viel, sehr viel Geld, vielleicht achtzig Gulden mit, und zu Hause darf er dann wochenlang ausruhen, die warmen Suppen der Mamka essen und die mißhandelten Füße ausheilen lassen. Und wenn das Glück gut will, so nimmt auch im nächsten Frühjahr der Nachbar Mischo ihn mit zu den Pferden und der Franischko wird sich auf den Pferderücken schwingen und auf dem Füllen sich über die Weide tummeln, wie die schnellste Welle der Bistricza durch die Stromschnellen jagt.

Und der Winter kam. Ein grimmiger Winter, so daß im Keller beim Majster, wo doch dreizehn Slovaken im engsten Raume gar warm beieinander lagen, das Wasser im Eimer erfror. Mit starren Gliedern langte der arme Franischko mehr als einmal in der Stadt an und gelähmt, weinend vor Hunger und Frost, kehrte er abends zurück. Er glaubte schon, er werde die künftigen Ostern nicht mehr erleben. Da fand er ganz unerwartete Hilfe.

So stellte sich Franischko fortan die Engel im Himmel vor, wie die junge Dame aussah, die

ihm eines Tages einen Topf voll köstlicher heißer Suppe reichte und ihm erlaubte, täglich wieder zu kommen und sich in dem warmen Korridor zu beleben. Die Mutter dieser Dame war gewiß auch eine gute Frau, denn sie fragte oft, ob Franischko auch satt sei oder ob er noch etwas wolle und ließ ihm bald gebratenes Fleisch, bald ein prächtiges, fettes Gemüse hinausschaffen. Aber wenn die Tochter nur an ihm vorüberstreifte und ihn mit ihren klaren Augen mitleidig ansah, dann war das noch viel mehr wert, als das schönste Rindfleisch. Und Rindfleisch war doch ein Leckerbissen, den der Franischko das letzte Mal vor nun drei Jahren zu kosten bekommen, als die Mamka im kleinen Lotto gewonnen hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für Franischko. Vor dem Schlafengehen sprach er immer noch ein Vaterunser. Er wußte schon für wen. Des morgens eilte er allen Kameraden voran, um bald in der Nähe des stattlichen Hauses zu sein, welches sein guter Engel bewohnte.

Franischko merkte zwar weder den Namen der Straße noch die Nummer des Hauses, denn er konnte nicht lesen, aber er wußte es dennoch genau zu finden. Wenn man von den äußeren Straßen über die schöne neue Brücke hinweg auf den großen Platz kam, so führte von dort aus die lange, fürchterlich lange Straße mit ihren dreihundert hohen Häusern durch die ganze Stadt. Aber in dieser Straße, in welcher mehr Menschen zu wohnen schienen, als im ganzen

Trenschiner Komitat, gab es nur ein Fenster, hinter welchem ein rot-grüner Papagei „Marie" schrie. Hinter diesem Fenster, in einem niedrigen, aber mächtig breiten Hause, wohnte sein guter Engel.

Das mußte wohl eines der ältesten Häuser der langen Straße sein, denn es war darin nicht so abscheulich eng und unheimlich, wie in den turmhohen neuen Gebäuden. Es wohnten auch nicht so vielerlei Leute zusammen, von denen immer eine Partei den Franischko fortjagte, wenn die andere ihm was Gutes gönnen wollte. Schon die Treppen waren einladend breit. Und der Knabe durfte bis in das erste, lichte Vorzimmer eindringen. Sein Plätzchen war zwischen den hohen Schränken dicht beim Fenster, von wo aus man auf den Hof und bis in den Garten blicken konnte.

Dieses große Vorzimmer, in welchem Franischko jetzt täglich beinahe eine Stunde zubrachte, wurde für den armen Knaben eine neue Welt, von deren Herrlichkeiten er früher nur wenig geträumt hatte. Der schöne Engel selbst — Franischko erlauschte bald so viel, daß er Marie hieß — ließ sich häufig sehen und erwiderte freundlich den demütigen Segensruf des Knaben. So schön wie sie war keine der Heiligen in der Kirche von Trenschin. Und da der liebe Gott sie schöner gemacht hatte als alle Heiligen des heimischen Himmels, so war es gewiß kein Unrecht, daß der arme Franischko sich gewöhnte, sie mit einigen Worten seiner Mutter-

ſprache zu begrüßen, die nichts anderes bedeuteten als: „Heilige Mariſcha bitt' für mich armen Sünder."

Während Franiſchko in ſeiner Ecke ſich für die empfangene Wohltat dankbar erwies, indem er bald einen ſchadhaften Topf kittete, bald die Blechgeräte der Küche ausbeſſerte, achtete er aufmerkſam auf alles, was um ihn her vorging. Es gingen ſehr viele Leute aus und ein, und nicht alle gefielen dem Knaben. Er glaubte ſogar zu bemerken, daß auch in den Augen der gütigen Marie nicht einer dem anderen gleich ſei, ja er fühlte es in ſeinem unerfahrenen Herzen, daß Mariſcha nicht recht zufrieden ſei mit jedem der Beſucher. Da war vor allen ein langer, ſchwarzhaariger Offizier, den Mariſcha gewiß nicht gern hatte, denn ſie log ſogar manches Mal, wenn er kam, und ließ ſagen, daß ſie nicht zu Hauſe ſei. Und lügen darf man doch nur in der größten Lebensgefahr, hatte die Mamka den Knaben gelehrt.

Franiſchko gewann allmählich immer mehr die Ueberzeugung, daß der ſchwarze Offizier ein Feind der ſchönen Mariſcha wäre. Am Ende wollte er ſie gar umbringen!

Im Hauſe ſeiner Beſchützerin und ferne von ihr, auf den Straßen und zu Hauſe im dumpfen Keller dachte Franiſchko bald an nichts anderes, als wie er der ſchönen Mariſcha vergelten und ſie vor dem drohenden Verderben retten könnte. Langſam reifte in ſeinem Kopfe ein Plan, der zwar ſicherlich zum Ziele führen mußte, aber

nicht ohne Schwierigkeit ins Werk zu ſetzen war.

Franiſchko wollte der ſchönen Mariſcha das geheimnisvolle C † M † B † auf ihre Stubentür malen, wie daheim der Herr Pfarerr es unter Gebeten auf Haustür und Stalltor ſchrieb zum Schutze gegen böſe Mächte. Das Mittel war ebenſo unfehlbar, wie das Wort Gottes. Der Pfarrer hatte es der Mamka ausdrücklich geſagt. Nur Schade, daß Franiſchko nicht ſchreiben konnte.

Nicht als ob Franiſchko keine Schule beſucht hätte. O, darauf hielt der Ortsvorſteher daheim ſehr genau. Aber es war eigentümlich gegangen mit dem Unterricht, den Franiſchko empfing. Sein erſter Lehrer war ein Deutſcher, ein guter Mann, der nur ſelten prügelte, den aber der Knabe nicht verſtand. Trotzdem lernte Franiſchko recht viel bei ihm. Er konnte nach einem Jahr drei deutſche Gebete auswendig herſagen und wußte das große A ſehr zierlich zu zeichnen. Als er zum großen B übergehen ſollte, ſaß plötzlich ein anderer Lehrer an Stelle des deutſchen, ein ſlovakiſcher Landsmann Franiſchkos, der ein halbes Jahr im Amte blieb, gar nicht ſtreng war, und bei welchem Franiſchko das große A mit einem andern Schnörkel übte und das Vaterunſer auf Slovakiſch auswendig lernte. Eines Tages war aber auch dieſer Lehrer verſchwunden und ein Ungar bemächtigte ſich der Schulſtube. Als dieſer anfing, das große A mit einem noch ſchöneren Schnörkel zu

lehren, das Vaterunser in ungarischer Sprache einzuüben, und die kleinen slovakischen Jungen mit seinem Haselstock systematisch bearbeitete, gaben die Knaben endlich ihre Lernversuche auf. Der Tatko erklärte, Franischko habe mit dem großen A allein schon sechs Schreibbogen verdorben, man verdiene nicht so viel Geld, um Papier für alle übrigen Buchstaben anschaffen zu können.

So war Franischko wieder aus der Schule gekommen. Nur unklar verfolgte ihn noch das große A wie die Ahnung höherer Freuden, und wenn der arme, in die Fremde hinausgestoßene Knabe einmal so recht die Sehnsucht nach Heimat, nach Liebe, nach Ruhe im Herzen nagen fühlte, so fand man ihn wohl draußen hinter der Kellerwohnung des Majsters im Winkel sitzen, von wo er die Figur des großen A in den wechselnden Gestalten der Wolken suchte.

Jetzt aber brauchte er weitere, praktischere Kenntnisse.

Unter den Slovaken der Kolonie befand sich auch ein älterer Mann, ein halber Zigeuner, der rote Schtschefan, der zu zaubern verstand und auch schreiben konnte. Diesen ging Franischko mit der Bitte an, ihn die Buchstaben C, M und B zu lehren. Die Kreuze dahinter verstand er ohne Lehrer zu malen.

Schtschefan willigte ein und bedang sich nur aus, daß er für seine Mühe von Franischko während der ganzen Dauer der Lehrzeit dessen Abendbrot erhalte. Freudig ging Franischko auf

diesen Vorschlag ein und schon am folgenden Tage begann der Unterricht. Bevor die anderen aufbrachen, schlich sich Franischko zu seinem Lehrer. Die Wand des Hauses ersetzte eine Tafel, ein Stückchen Kreide oder Kalk war bald erbeutet. Mit Hilfe solcher Schreibgeräte erfüllte Schtschefan nicht ohne Kopfschütteln den Wunsch des Knaben und in den folgenden Tagen konnten die Marktfrauen, welche gleichzeitig mit den Slovakenjungen zur Stadt kamen, bemerken, wie einer der Knaben nachdenklich, langsamer als die anderen des Weges kam, zu öftern Malen stehen blieb, sich bückte und mit ausgestrecktem Zeigefinger oder mit einem Blechlöffel seltsame Zeichen in den feuchten Sand der Haide grub.

Inzwischen hörte Franischko nicht auf, von seinem Lauscherwinkelchen aus die Leute zu beobachten, welche der gütigen Marischa nahten. Die meisten gingen stolz an dem verachteten Knaben vorbei, als ob er nicht mehr als eine der Dielen des Bodens gewesen wäre. Sie hätten ihn vielleicht getreten, wenn er nicht abseits von ihrem Wege gesessen hätte.

Aber der Slovakenjunge vermochte von seinem Posten aus den Vorübergehenden tiefer ins Herz zu blicken, als irgend einer dachte. Er hatte freilich damit eine trübe Erfahrung gemacht. Während die Leute im Vorzimmer standen und den dichten, ach so warmen Winterrock ablegten, veränderten sich regelmäßig allmählich ihre Mienen, als ob sie nun Masken aufgesetzt hätten. An-

fangs glaubte Franiſchko dieſe Veränderung dem Glücke zuſchreiben zu müſſen, das ein jeder empfand, der mit der gütigen Mariſcha in deren Sprache reden durfte. Dann ſah er aber, daß dieſe Leute ihr Lächeln immer aufſetzten, wenn ſie geſehen wurden, auch wenn nur die Mutter oder das Dienſtmädchen ins Vorzimmer heraustrat. Da merkte der kleine Franiſchko, daß außer ihm kein Menſch das wahre Geſicht der Leute ſchaute und daß es doch auch ſein Gutes hätte, überſehen zu werden.

Außer dem ſchwarzen Offizier war es noch ein Mann, der Franiſchkos Neugier beſonders lebhaft reizte. Es war ein noch junger Herr mit dunkelblondem Haupthaar und Vollbart, der in einem ſchlichten ſchwarzen Rock täglich zu derſelben Zeit erſchien und im Zimmer Mariſchas verſchwand. Dann führten die beiden ſtets eine heilige Muſik auf, ſo ſchön, ſo ſchön, wie von hundert Glocken, daß ſelbſt die wunderbare Muſik, welche Franiſchko einmal in der Mitternachtsmeſſe zu Weihnachten in einem katholiſchen Dom gehört hatte, wie eitel Vorbereitung dafür anzuhören geweſen wäre. Während die beiden muſizierten, hätte der kleine Lauſcher auch mit dem Papſte nicht getauſcht. Manches Mal ſchlugen die Töne zwar durcheinander auf ihn los, wie Hagelkörner im Donnerwetter. Dann aber wurde es plötzlich gar friedlich und es war als ob zwei Glocken mit einander ſängen.

Franiſchko nahm an, daß die lieblichen hellen

Töne von der gütigen Mariſcha, die tiefen Bäſſe von dem blonden Herrn geſpielt wurden.

Auch dieſer Blonde — den „Profeſſor" hörte Franiſchko ihn nennen — veränderte ſein Geſicht ein wenig, bevor er die Tür zu Mariſchas Zimmer öffnete. Aber die Veränderung war eine ganz andere, eine viel hübſchere, als bei den übrigen. Da kam z. B. mitunter ein alter Herr, er wurde Onkel genannt, der gähnte im Vorzimmer verdrießlich und trat dann freundlich lächelnd ein. Ein anderer zog gar den Taſchenſpiegel hervor und legte vor demſelben ſein Geſicht ſo zurecht, als wollte er vor Mariſcha eine geweihte Kerze anzünden. Ein Dritter zwirbelte immer erſt an ſeinem Schnurrbart und ſtreckte ſeinen Rock zurecht. Kurz, Franiſchko bemerkte, wie ein jeder es ſich angelegen ſein ließ, in die Wohnung hübſcher einzutreten, als er einen Augenblick früher im Vorzimmer erſchienen war.

Nur der blonde Herr machte es umgekehrt. Wenn dieſer das Vorzimmer betrat, ſo glänzte es aus ſeinen Augen wie ſtille Andacht, ſeine Wangen waren leiſe gerötet, ſein Gang war raſch, beinahe luſtig. Hier hielt er aber ein Weilchen inne, die Züge wurden ruhiger, die Augenlider ſenkten ſich ein wenig, ernſt und ruhig trat er in Mariſchas Zimmer ein und Franiſchko konnte noch hören, wie er ſie ruhig mit eintöniger Stimme begrüßte. Wenn die beiden aber genug Engelsmuſik geſpielt hatten und der blonde Herr wieder fortging, dann

leuchtete es aus seinen Augen wieder wie Sonnenschein. Da lachte Franischko bei sich und dachte: „Das ist einer wie ich; der möchte vor Freude darüber, daß sie auf der Welt ist, für Marischa sterben, aber sagen tut er ihrs auch nicht."

Und darum haßte Franischko den schwarzen Offizier so sehr, weil dieser die schöne Herrin mehr belog, als alle andern zusammen. Auch dieser kam nämlich häufig, brachte riesige Papierdüten mit Blumen mit und störte mitunter die Musik, daß ihn der Franischko vor Zorn darüber am liebsten mit seinem Drahte am Treppengeländer festgeschnürt hätte. Wenn dieser Mann ins Vorzimmer trat, war er anzuschauen wie der böse Teufel. Mit jedem Schritte aber schien er fröhlicher zu werden, und wenn er in Franischkos Heiligtum, das Zimmer Marischas, eintreten wollte, so machte er das lustigste Gesicht. Aber der Teufel saß noch immer mitten inne. Nach Franischko hatte der schwarze Offizier einmal mit der Reitpeitsche geschlagen, als er ihn auf der Treppe traf, und auch das Dienstmädchen, wenn es in seine Nähe kam, kniff der schlechte Mensch heimlich oft so sehr, daß sie gewiß kaum einen Aufschrei unterdrücken konnte.

Täglich sah Franischko deutlicher, daß dieser Offizier der Todfeind Marischas sei. Als er aber gar ein großes Geheimnis entdeckte, daß nämlich der Schwarze mit einer Hexe verkehrte und mit ihr Anschläge gegen Marischa schmie-

dete, da wuchs seine Angst um die gütige Herrin aufs Höchste.

Immer emsiger bemühte er sich nun bei seinen Schreibübungen. Schon waren fast vier Wochen vergangen und Franischko konnte sich erst auf sein C und M mit Sicherheit verlassen. Das B war noch nicht bestimmt vom C zu unterscheiden. Auch der blonde Herr mochte ein Vorgefühl kommenden Unglücks empfinden. Er war seit einiger Zeit traurig geworden und auch die Musik, welcher Franischko nach wie vor mit seligem Entzücken lauschte, war einigemal recht traurig. Und das Lächeln des Offiziers wurde allgemach so frech, daß es dem Franischko weh tat.

Eines Tages erschien der Offizier inmitten eines schönen Liedes, welches die beiden Glocken sangen. Er war viel glänzender gekleidet als sonst; die Papiertüte mit Blumen war auch übermäßig groß und sein Gesicht schien zu sagen: „Ihr sollt mir zum letzten Mal zusammen gespielt haben." Marischa und der Professor unterbrachen sich sonst nicht gleich, wenn der Offizier eintrat. Heute aber schienen sie beide peinlich überrascht zu sein, denn die Glocken hörten plötzlich auf zu spielen, als hätten sie Risse bekommen. Nach einer kleinen Weile ging der Professor vor der Zeit hinweg; er sah bleich und zerstreut aus und überhörte zum ersten Male den Gruß des Knaben.

Der Offizier blieb nicht sehr lange. Als er ging und Franischko in seinem Gesichte lesen konnte, — was stand da nicht alles!

„Auf morgen alſo!" hatte die Mutter ihm nachgerufen und „Auf morgen!" wiederholte jetzt der Offizier, indem er der Frau eine Kußhand zuwarf. Aber wie ſah ſein Geſicht einen Augenblick ſpäter aus! Siegeshoffnung war darauf zu leſen und doch zugleich Scham und Aerger. Wie ein böſer Jäger ſah der Offizier aus, der die Beute geſichert glaubt, und hämiſch zuſieht, während das Tier den letzten Kampf gegen die Meute wagt. Franiſchko begann zu zittern, als er allein war. Jetzt konnte er nicht länger warten, jetzt war Mariſcha in großer Gefahr und es war die höchſte Zeit, daß der kluge Franiſchko ſie durch ſeine Zauberzeichen ſchützte. Heute noch!

Alle Zaghaftigkeit war verſchwunden. Eilig kehrte Franiſchko mit ſeinen Waren nach Hauſe zurück, ließ ſich da von Schtſchefan das große B noch ein letztes Mal vormachen, übte es einige Stunden lang und kehrte dann mit einem großen Stück Kreide nach dem Hauſe in der langen Straße zurück.

Hier achtete ſeiner niemand, als er in der frühen Dämmerung ſeinen gewohnten Platz im Vorzimmer einnahm. Damit er aber von allen unentdeckt bliebe, verſteckte er ſich hinter den großen Schrank, hinter welchem er ſchon oft, ungeſtört von den Leuten, die gingen und kamen, ſeine kleinen Mahlzeiten gehalten hatte. Hier harrte er geduldig der Mitternachtsſtunde, weil zu dieſer Zeit der Zauber am kräftigſten war.

Es wurde allmählich ſtiller im Hauſe, die Lich-

ter erloschen. Durch das hohe Fenster leuchtete der helle Schein von schneebedeckten Dächern herein und ließ deutlich die braune Tür erkennen, hinter welcher die gütige Marischa wohnte. Aber es schien, als ob Franischkos Geduld auf eine harte Probe gestellt werden sollte. Es wurde kühl, es wurde kalt in dem öden Raum, aber drinnen wollte das Gespräch zwischen Mutter und Tochter noch immer kein Ende nehmen.

Franischko schlich herzu, um die geweihte Stunde, welche die alte Uhr im Vorzimmer ihm angeben sollte, nicht zu versäumen. Nun hörte er die Gespräche zwischen den beiden Frauen, er verstand aber leider nicht so ganz recht was sie sagten.

„Sei vernünftig", hörte er die Stimme der Mutter. „Du siehst, daß der Professor sich gar nicht um dich bewirbt; er fühlt den Abstand zwischen einer Tochter unseres Hauses und ihm. Das ist rechtschaffen von ihm. Ueberhaupt würde ich gegen den Professor gar nichts haben, wenn er eben unseres Gleichen wäre. Du darfst nicht vergessen, daß es der Wunsch deines Vaters war, die beiden Linien des Hauses durch eure Heirat zu vereinigen. Wenn eure beiderseitigen Vermögen zusammen kommen, so werdet ihr reich sein. Was hast du überhaupt gegen Julius? Er ist hübsch, elegant, ein Kavalier . . ."

„Ich kann nicht, ich kann nicht, Mutter!" hörte Franischko die schöne Marischa bittend rufen, daß es ihm durch die Seele ging. „Ich kann nicht, Mutter! Wohl hat Hans noch nicht ge-

ſprochen und dennoch ſind wir einig, lange ſchon einig."

Nach einer kurzen Pauſe nahm die Mutter wieder das Wort.

„Ich will dich nicht überreden, Marie, vor allem will ich nichts übereilen. Es iſt bald Mitternacht, beſchlafe den Antrag. Gute Nacht!"

Dann war alles ſtill.

Mit pochenden Schläfen ſtand Franiſchko an der Tür. Er glaubte das Mädchen ſchwer atmen zu hören. Aengſtlich begann er ſieben Vaterunſer für das Gelingen ſeines Werkes zu beten. Dann lauſchte er wieder. Jetzt ſchlug es Mitternacht. Franiſchko zuckte zuſammen, als ſollte er entfliehen. Dann aber faßte er ſich ein Herz, ſprach ein kurzes Stoßgebet und ging an die Arbeit.

Auf den Fußſpitzen ſtehend hielt er ſich mit der linken Hand am Pfoſten feſt, während die Rechte gewiſſenhaft die gelernten Schnörkel auf die Türfüllung malte. Es ſchien ihm unendlich lange zu währen. Er ſah und hörte nichts mehr. Endlich war's vollbracht.

C † M † B †

ſtand deutlich in großen Zügen da und Franiſchko kam wieder zu ſich.

Was war das? Weinte da nicht jemand? Wahrhaftig, man weinte drinnen; es war die ſchöne Mariſcha, die in ihrer Stube leiſe ſchluchzte, ganz leiſe, aber ſo wehvoll, als ginge es ans Leben.

Beim erſten Ton, den Franiſchko vernahm,

liefen ihm schon die hellen Tränen über die Bakken herunter. Als es ihm gar zum Bewußtsein kam, daß die schöne Marischa die Leidende war, da packte ihn ein wütender Schmerz, er stürzte nieder, warf das Gesicht auf die Schwelle und murmelte kaum verständlich unter bitterlichem Schluchzen: „Marischa, Marischa, nir wein! Armes Franischko stirb vor großer Schmerz, wann Marischa wein!"

Aber das Mädchen hörte nicht und immer herzbrechender tönte ihr leises Schluchzen zu ihm herüber. Da vergaß er, wer er war und wo er sich befand; er raffte sich auf, packte die Klinke, rüttelte heftig an der Tür und rief mit tränenerstickter Stimme: „Marischa nir wein! Pamboschko, liebes Gott ist schon auf das Tür."

Zum Tode erschrocken rief das Mädchen: „Wer ist da?" Und als nun auch schon die Mutter ängstlich herbeieilte, öffnete Marie beherzt die Tür.

Da Franischko seine Wohltäterin im weißen Gewande hoch aufgerichtet in der offenen Tür stehen sah, bedeckte er den Saum ihres Kleides mit Küssen und rief immer wieder: „Marischa, nir wein!"

Die Mutter hatte im ersten Schrecken nach der Klingel gegriffen. Das Mädchen aber bat, kein Aufsehen zu machen.

„Das arme Kind wollte gewiß nicht stehlen; es ist wohl in seinem Winkel eingeschlafen und mußte unfreiwillig bei uns über Nacht bleiben. Ist dem nicht so, Franischko?"

„Ise nix so", antwortete Franischko mutig. „Hat armes Franischko wullt fortjagen Teurel mit Pamboschko na nebi."

Er deutete gleichzeitig auf die frischen Kreidestriche. Nun überwand die Neugier bald den Schrecken der Frauen. Franischko mußte in das Heiligtum treten — er rieb vorher heftig die nackten Sohlen an der Fußbürste — und sein seltsames Tun und Treiben erklären. Es dauerte lange, bevor die protestantisch erzogenen Frauen aus dem Kauderwälsch des Knaben seine Absicht begriffen.

Dann aber konnte sich selbst die Mutter nicht enthalten, mit Liebe und Rührung auf den Knaben niederzublicken.

„Also den Herrn Offizier hältst du für meinen Feind?" fragte Marie beinahe schelmisch.

„Franischko weiß ganz genau", sagte der Knabe und erzählte, wie er immer aufmerke, was für ein Gesicht die Leute im Vorzimmer machen. Franischko versuchte den Ausdruck zu schildern, den der Offizier mitunter annehme. Und da ihm dies mit Worten nicht gelang, so machte er plötzlich die Grimasse nach. Es war so viel Wahrheit in dem natürlichen Versuch, daß Marie laut auflachte. Dann schaute sie aber hilfeflehend auf ihre Mutter, welche kopfschüttelnd den Bericht angehört hatte.

„Franischko wissen noch was", begann jetzt der Knabe geheimnisvoll. Er machte das Zeichen des Kreuzes, dann erzählte er: „Offizier lauft ofter zu alten Heren. Ja, ise Here. Ise

fruh, wann von mir Mauſefallen kaufte, iſe alte, graue und ſchrumplige, wie Mutterle hier. Dann herte ſie und kommt wieder, ſchön weiß und rot wie Fräule Mariſcha."

Als die Frauen lachten, fuhr Franiſchko eifriger fort: „Weiß Franiſchko, daß nix gut dajtſch ſpricht. Aber kluge Auge! Kluge Ohre! Wu Ball war vor vierzehn Tag, hat Here wullt Fräule Mariſcha ſchlagen und Offizier hat gelacht, bitt ich, hat gelacht."

Die Frauen horchten auf. Vor vierzehn Tagen hatte ein Ballfeſt ſtattgefunden, bei dem auch Fräulein R..., eine ſtadtbekannte, nicht mehr ganz junge Dame, auf welche Franiſchkos Beſchreibung nicht übel paßte, in einer auffallenden tiefroten Robe erſchienen war und mit dem Leutnant viel getanzt hatte.

„Woher weißt du, daß ſie mich ſchlagen wollte?"

„Hat Franiſchko gute Ohre. Hat Here geſchrie'n, daß Offizier hat ihr gekauft etwas rotes, weiß ich nix, ob Rober oder Rauber; aber Here will mit rotes Rauber Mariſcha ſchlagen. Hat geſagt" (und Franiſchko bemühte ſich, die Stimme von Fräulein R... nachzuahmen): Iſt es luſtik, Herr Lajtnant, daß zahlen mit ihrem Gelde Rauber, womit Frajlein Maari ſchlagen."

„Und der Offizier?"

„Hat gelacht, bitt ich, hat gelacht!"

Die beiden Frauen ſprachen nichts mehr. Aber die Mutter ging auf Marien zu und küßte ihr innig die Stirn; ſie lächelte und nickte wie im Einverſtändnis.

Franischko, dem das Weinen wieder nahe war, wurde nicht vergessen. Er erhielt ein Glas Wein und eine warme Decke und schlief den Rest der Nacht auf der Diele des Vorzimmers wie nie vorher in seinem Leben.

Mit den Ereignissen der folgenden Tage war Franischko gar wohl zufrieden.

Am Morgen kam der Offizier wieder, verließ aber schon nach wenigen Minuten grimmig das Haus; sein Gesicht sah zwar sehr böse aus, hatte aber keine Spur mehr von dem teuflichen Spotte, der den armen Franischko so sehr geängstigt hatte. Und dann kam der blonde Herr. Heute wurde gar nicht musiziert. Es wurde nur gesprochen. Aber dem kleinen Lauscher tat das gar nicht leid; denn plötzlich vernahm er einen frohen Ruf Marischa's der ihn sehr freute. Franischko ergriff auch zum Zeichen seiner Teilnahme den irdenen Topf, an dem er herumgebosselt hatte, und zerschmetterte ihn auf dem Boden.

Als dann Marie heraustrat und dem Knaben ihren blonden Bräutigam vorstellte, war der Professor darüber nicht wenig verwundert. Franischko lachte aber mit seinem ganzen Gesichte. Wenn's der Professor auch nicht wußte, sie waren doch gute Freunde. Sie hatten ja beide die schöne Marischa so lieb.

Wie man dem Franischko seinen Glauben nahm

Franischko liebte die Stadt. Waren die Menschen auch überall dieselben, auf dem Lande und in der Stadt gleich hart gegen den armen Slovakenjungen, so waren doch die städtischen Hunde nicht so bösartig wie die Kettenhunde auf den Dörfern. Auch biß der Wintersturm zwischen den hohen, schützenden Mauern in den engen, heimlichen Gäßchen Prags nicht so grimmig, wie draußen auf freiem Felde. Franischko liebte die Stadt.

Und einen so herrlichen Morgen hatte er noch nicht erlebt, seitdem er ohne den Tatko auf der beschwerlichen Wanderschaft war und allein sein helles „Drahtowat!" erschallen ließ. — —

Was heute morgen nur in der Luft liegen mag? Niemand geht geschäftig über die Straße; alle Leute blicken müßig darein. Und wie geputzt sie heute sind! Und wie gut! Er hat seit dem Aufstehen schon mehr an kleinen Geschenken erhalten, als der Erlös eines halben Tages für Mausefallen, Blechlöffel und geflickte Töpfe sonst auszumachen pflegt. Es ist heute freilich ein Sonntag, aber Franischko weiß nur zu sehr, daß die Menschen nicht an jedem Sonntage gut sind. Was das heute nur ist? Und der Himmel erst! Es ist zwar recht kalt in den geflickten Hosen, dem offenen Hemde, deren Größe nicht einmal für die zwölf Jahre des Slovakenjungen

ausreicht. Aber dabei ist es so frisch, wie ein sommerliches Bad in den bräunlichen Wellen der Bistricza.

Es ist dem guten Franischko so wohl ums Herz; er möchte der Mamka von seinem Reichtume mitteilen. Warum er nur heute so viel an die Mamka denken muß? — Auf einmal weiß ers. Zwei Knaben, wohl Franischkos Altersgenossen, gehen in Feiertagskleidern vorüber und beide halten — halten rotbemalte Eier in den Händen. Ostern!

Ostern! Jetzt wußte ers. Ostern wars, und Franischko war nicht bei der Mamka, war fern, fern vom Hause und niemand da, um auch ihm bunte Eier zu schenken.

Franischko ging neidlos an den Herrlichkeiten der großen Stadt vorbei. Doch von diesen roten Eiern konnte er kein Auge abwenden. Die beiden Knaben wurden ängstlich, als sie den mit Fetzen bedeckten Slovakenjungen bemerkten, der ihnen mit gierigen Blicken unablässig folgte. Sie beschleunigten ihre kleinen Schritte, und so war bald das Ziel erreicht. Es war eine Kirche, aus welcher tiefe Orgelklänge hervortönten. Ja, das waren Osterklänge, nur noch reicher, freigebiger, als draußen auf dem Dorfe, fern in der Slovakei. Diese Stadtmenschen waren Christen — sie k o n n t e n ihm kein Ei verweigern!

Hei, wie lustig waren die Ostern zu Hause in Trenschin! Die Rute schwang der Franischko, sprang mit seinen jungen Gesellen auf die Hausmutter zu und schlug mit wilden Fäusten so lange

auf die gutmütig sich sträubenden Hausgenossen los und sang so lange sein klagendes Osterliedchen, bis jeder der kleinen Stürmer sein Osterei davongetragen hatte.

Hier mußte er es kürzer machen, das sah er ein. Mit dem Rufe: „Bitt' ich Ei, junges Herr!" sprang er auf die Knaben los, die eben auf der obersten Stufe der Kirchentreppe ihre wohlgebürsteten Hüte abnahmen. Flehend streckte er dabei die Hand aus. Die Knaben verstanden die Bewegung falsch und riefen um Hilfe.

Franischko wußte, was ihm bevorstand. Was würde es ihm nützen, wenn er das Geschehene aufklären wollte; eine Tracht Prügel war ihm ja doch gewiß, und so lief er hinweg, was er nur laufen konnte. An der Kirchentür warnte indessen ein würdiger Mann die beiden weinenden Knaben vor Slovaken und anderen Vagabunden.

Als Franischko wieder zu sich selber kam, war es mit seiner Osterstimmung noch nicht vorbei. In die schöne Kirche mit der mächtigen Orgel getraute er sich nicht mehr zurück. Er hoffte, in dem hunderttürmigen Prag eine andere zu finden. Da drüben stand schon wieder eine Kirche, ein großes vergoldetes Kreuz auf dem First ließ sie als solche erkennen. Andächtig nahm Franischko den großen, schwarzbraunen Hut vom struppigen Kopfe und trat ein.

Was war das? Keine buntfarbigen Fenster, kein Heiligenbild, kein goldstrotzender Altar? Das konnte keine Kirche sein. Dicht bei einander stan-

den die Reihen der Bänke; da saßen ernste Menschen, blickten in dicke Bücher und sangen zusammen. Auf erhöhtem Platz sah Franischko einen Geistlichen, neben ihm ein schwarzes Brett, auf dem allerlei wunderliche Zeichen geschrieben standen. So stellte sich Franischko nach einer dunklen Ahnung eine vornehme Schule vor. Aber eine Kirche war das nicht. —

„Was willst du hier mein Kind?" fragte ihn eine alte Dame, indem sie sich heimlich umsah, ob man es auch bemerkte, wie sie mit einem Betteljungen sprach.

„Hab' ich wullt in Kirchen, Babko, hab' ich nirt wullt in Schulen."

„Du bist wohl katholisch, mein Kind", sagte die Dame überlegen lächelnd. „Hier beten nur protestantische Christen. Geh', kaufe dir etwas!"

Sie ließ ihm eine kleine Silbermütze in das schwielige Händchen fallen. Das Geldstück freute den Franischko. Aber der Gedanke, daß es Christen gäbe, die anders beten durften als er, quälte ihn. Hatte ihm doch die Mamka immer gesagt: alle Leute kämen in die brennheiße Hölle, die nicht genau ebenso zu Pamboschko beteten, wie die Gemeinde von Trenschin.

Immer inbrünstiger sehnte sich Franischko nach dem Gebet in einer Kirche. Er mußte Ostern feiern und für die Mamka beten, und nun auch für die armen Seelen, die nur „protestantische Christen" waren. Sinnend wanderte er weiter; seine großen Augen schickten zum ersten Male ernsthafte Fragen zum Himmel empor.

Er kam vor ein großes Gebäude, das sah wieder aus, wie ein Gotteshaus. Durch hohe Fenster schimmerte der Schein zahlloser Flämmchen; drinnen tönte seltsamer, vielstimmiger Gesang. Ein goldener Zierrat, wie zum Spiele verschlungene Kreuze anzusehen, schmückte das Dach. Der Gottesdienst mußte eben erst begonnen haben, denn eilig kamen noch verspätete Beter herbei, feingekleidete Herren, welche im Gehen laut und eifrig miteinander stritten, schöne, schwarzäugige Frauen in schweren seidenen Gewändern. Reiches Goldgeschmeide glitzerte vor Franischkos Augen. Er faßte endlich Mut, einen minder gut gekleideten Mann anzusprechen.

„Ise sich Pamboschko da drinnen?"

„Was soll da drinnen sein?"

„Bitt' ich, frag' ich, ise sich liebes Gott da drinnen?"

Der Mann lachte, daß es dem Knaben weh tat.

„Das hab ich bisher noch gar nicht gewußt, daß es auch jüdische Slovakenjungen gibt. Ja, kleiner Drahtenbinder, das hier ist zwar eine Synagoge, wo nur Juden beten. Wenn du auch beten willst, so komm nur mit! Es ist der letzte Festtag der jüdischen Ostern. Ostern ist Ostern. Komm'!"

Franischko wich entsetzt zurück. Die Juden waren in seiner Vorstellung schwarze Teufel, welche am Sabbat Christenkinder aufspießten. Und diese Gottesmörder sahen nun aus wie andere Menschen auch, hatten goldene Ketten und eine Kirche und durften am Ostersonntag darin

beten. Sollte die Mamka falsch berichtet sein oder gar ihn getäuscht haben?

Das waren heute schlimme, sehr schlimme Ostern. Von seiner Kirche hatte man ihn fortgescheucht, und er wollte doch beten. Sogar die Juden beteten, und der Franischko sollte nicht beten? Ob das wohl ein und derselbe Pamboschko war, zu welchem er und die Juden beteten?

Planlos irrte er in der Stadt umher. Er kaufte von dem geschenkten Gelde zwei schöne, grün und gelbe Ostereier und aß sie auf. Aber helle Tränen liefen dabei über seine Backen; er wußte nicht warum. So gelangte er bis auf die alte „steinerne Brücke". Unter ihm brauste die hoch angeschwollene Moldau in raschen Wirbeln dahin; dort glänzte das Kaiserschloß vom Hradschin herunter; darüber ragte der herrliche Dom empor. Ob dort wohl Christen oder Juden beteten?

Mitten auf der Brücke stockte Franischko. Neben ihm stand die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk. Fünf goldene Sterne glänzten im Kreise um den Kopf des Heiligen; fünf goldene Sterne in einer Marmorplatte luden am Brückenrande ein, die Symbole zu küssen.

„Heiliger Nepomuk, bitt für mich armen Sünder!" hörte Franischko in diesem Augenblick einen Greis flüstern; eifrig sprach er nach:

„Heiliges Nepomuk, bitt' ich armer Sünder", und zögernd blieb er stehen. Ob es nicht am besten wäre, hier unter freiem Himmel zu beten?

Zwischen den verschiedenen Kirchen konnte er sich nicht mehr zurecht finden. Diesen Heiligen aber kannte er genau.

Da hörte er hinter sich reden. Ein älterer Herr sprach zu einigen jungen Leuten. Franischko begriff anfangs nicht, was der beredte Mann erklärte.

Da war von schweren Jahreszahlen, von Erzguß und von Künstlern die Rede. Dann nannte er den Namen des Heiligen. Der Knabe spitzte die Ohren.

„Was den Gegenstand dieses Werkes anbetrifft, meine Herren, so hat der Johannes von Nepomuk, der hier zu Lande als Heiliger angebetet wird — Sie sehen meine Herren, mit welcher Schwärmerei dieser Slovakenjunge eben zu ihm aufschaut —, wahrscheinlich niemals gelebt. Wo sie jetzt Bildsäulen Johann's von Nepomuk erblicken, da standen vor dreihundert Jahren noch Erinnerungsbilder an den großen Ketzer Johannes Hus, den das Volk als seinen nationalen Helden liebte. Die katholische Geistlichkeit, der die Verehrung ihres verbrannten Opfers natürlich ein Dorn im Auge war, erfand den Johann von Nepomuk und setzte seine Statuen allmählich überall an Stelle deren von Johannes Hus. Der von Nepomuk hat nie auf Erden gelebt. Gehen wir weiter, meine Herren!" —

Sie gingen weiter, und niemand achtete des armen Franischko, dem das Gebet auf der Lippe erstarrt war.

„Svaty Jano (der heilige Johann) hat nix ge-

lebt auf Erden", rief er entsetzt den Fremden nach, „jetzund is er nix im Himmel."

Es trieb ihn aber unwiderstehlich dem klugen Manne und seinen Hörern zu folgen, die so fürchterliche Dinge wußten. Er ging bescheiden nebenher und horchte gespannt auf jedes Wort. Unter dem Gewölbe des verwitterten altstädter Brückenturmes hindurch kam er so auf einen blumengeschmückten Platz. Da stand auf hohem Sockel ein herrliches Bildwerk. Eine Krone ruhte auf dem Haupte, das von schönen Locken und einem dichten Barte eingefaßt war. Milde wohnte auf den Lippen. Ein langer Königsmantel floß in reichen Falten bis auf den Boden nieder. Ob das wohl der Herrgott war? Schon erklärte der kluge Mann:

„Ihm verdanken wir alles, was Sie rings umher sehen, meine Herren. Ihm verdanken wir die Pracht der Paläste und Dome, die dort vom Hradschin auf uns herunterblicken, ihm diese unvergängliche Brücke, ihm die Schönheit dieser Stadt, ihm den Wohlstand . . ."

Verklärt blickte Franischko empor. Jetzt endlich hatte er seinen Pamboschko gefunden, dem er alles zu verdanken hatte. Fromm legte er die Hausierwaren auf den Boden, kniete daneben hin und begann laut und innig ein Vaterunser zu beten.

Gelächter weckte ihn jäh aus seiner Andacht. Schnell hatten sich die Vorübergehenden um das betende Kind versammelt und bildeten einen dichten Kreis von Lustigen und Neugierigen.

Franiſchko ſtammelte:

„Hab' ich nix 'tan! Hab ich wullt beten!

Die Leute lachten noch lauter. Da flammte der Zorn im Knaben auf.

„Darf armes Franiſchko in Stadt nix bet' ich zu ſeinem Pamboſchko?" rief er mit Tränen der Wut im Auge.

Der beredte Mann, der alles wußte, näherte ſich ihm.

„Du irrſt, liebes Kind. Du beteſt hier vor einem Menſchen und nicht vor einem Gotte. Dieſes Denkmal iſt für den guten Kaiſer Karl den Vierten errichtet worden, der ein Menſch war wie du und ich."

Franiſchko ſchlich hinweg. Bis zum Abend irrte er müßig in den Straßen umher, kein einziges Mal rief er mehr an dieſem Tage ſein „Drahtowat!" Es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, daß dort ein Heiligenbild ſtand und daß der Heilige ein Menſch war wie der fremde Herr, der die fürchterlichen Dinge wußte, und wie er, der Franiſchko. Erſt als es dunkel geworden, kehrte Franiſchko zu dem Bilde des Menſchen zurück. Scheu blickte er um ſich, als wollte er ein Verbrechen begehen. Dann lag er dort lange auf dem Boden und wollte weinen. Aber er konnte es nicht; er mußte über die Erlebniſſe des Tages nachdenken.

Endlich erhob er ſich und eilte, hart an den Brückenrand gedrückt, über die Brücke bis zum Heiligenbild. Dort ſchaute er ſich noch einmal ängſtlich um; dann fuhr er mit der Rechten unter

ſein Hemd und riß eine blecherne Denkmünze gewaltſam von der Schnur los. Es war der heilige Nepomuk, den ihm einſt die Baba zum Schutze gegen Krankheit mit auf die Reiſe gegeben hatte. Mit ſtarren, böſen Augen ſah er den Heiligen an und warf mit raſchem Schwunge die Münze über das Steingeländer hinaus in den Strom.

Eiſig wehte die Nachtluft von Norden her und Froſt durchſchauerte den Knaben.

Wie der Franischko seine Weihnachten feierte

Zum zweiten Male, seitdem Franischko das väterliche Haus verlassen, um in der weiten Welt sein bescheidenes Stückchen Brot zu finden, war der Winter ins Land gekommen. Zum zweiten Male wurde das Weihnachtsfest gefeiert.

Franischko wurde von Tag zu Tag trauriger, wenn er an den heiligen Abend dachte. Diesen mit seinen Kameraden beim Majster zu verbringen, vermochte der kleine Franischko nach den Erfahrungen des letzten Weihnachtsabends nicht. Damals hatte der Majster allen ihre kleinen Ersparnisse abgenommen und dafür gestattet, den heiligen Abend im häuslichen Kreise bei üppigem Gelage zu verbringen. Da war es aber dem Franischko schlecht ergangen. Gegessen hatten sie allerdings gut in des Majsters Keller, daß muß wahr sein. Aber nachher hatten sie schmutzige Lieder gesungen und dem sich sträubenden Franischko schrecklichen Branntwein in den Hals gegossen. Nein, lieber kam der Franischko den ganzen Tag und die ganze Christnacht nicht nach Hause, als daß er dort die Sünde und das Trinken lernte.

Hart war es freilich, daß in der ganzen großen Stadt niemand, niemand war, dem Knaben etwas zu Weihnachten zu schenken. Er verlangte ja nicht so reiche Gaben, wie die Mamka daheim durch geheimnisvolle Hilfe zu spenden wußte:

ein halbes Schock Aepfel und ganzes Schock Nüſſe, — aber nach einem guten Menſchenkind ſehnte ſich der Knabe, das ihm nur einen roten Apfel und zwei krachende Nüſſe in die Taſche ſteckte und dazu ſagte: Das hat dir das Chriſtkindl gebracht.

Seine Wohltäterin vom vorigen Winter, die ſchöne gute Mariſcha, hätte wohl auch jetzt ihres kleinen Freundes nicht vergeſſen; aber die hatte ihren Geliebten geheiratet und war mit ihm und ihrer Mutter eines Tages aus dem großen Hauſe fortgezogen. Niemand hatte acht, dem Franiſchko den Weg zu der neuen Wohnung zu zeigen, und ſo kam es, daß der Knabe die ſchöne Mariſcha nicht wieder auffinden konnte. Nur noch ein einziges Mal war ſie in einem offenen Wagen an ihm vorübergefahren; Franiſchko hatte ſich ſofort neben ſie auf den Tritt geſchwungen und hatte ſie von hier aus überglücklich angelacht, trotzdem der Kutſcher ihn zornig mit der Peitſche behandelte. Da ließ die ſchöne Mariſcha halten, reichte dem Knaben ein Geldſtück und nannte ihm eine Straße und eine Hausnummer, wo er ſie finden könnte. Ja, wer die Buchſtaben und Ziffern der Straßen zu leſen verſtünde! Er ſah Mariſcha nicht wieder.

Seit dem frühen Morgen ſchlenderte Franiſchko heute müßig in der unruhigen Stadt umher. Seinen Warenhaufen hatte er nur deshalb mitgenommen, weil er ſich vor dem Majſter fürchtete. Wer kaufte heute eine Mauſefalle? Die unzähligen Händler, welche mit ihren Eß-

und Spielwaren die Märkte besetzt hielten, betrachteten es auch als selbstverständlich, daß man heute nur für den Weihnachtsabend Einkäufe machte, und suchten sogar den armen Slovakenbuben als Käufer zu locken. Franischko verwahrte zwar einige Groschen in der Tasche, aber das war ja keine Weihnachtsfreude, wenn man sich selber beschenkte.

Wenn das Sehen das Schönste wäre, dann hätte Franischko allerdings einen Weihnachtstag erlebt, von dem sich zu Hause im Dorfe und in der Stadt Trenschin niemand etwas träumen ließ. Selbst der gelehrte Herr Pfarrer hätte nicht sagen können, wozu all die tausend Dinge zu brauchen waren. Und doch wurde alles, alles verkauft. Was doch die Kinder in der Stadt klug sein mußten!

Die erstaunlichsten, unerhörtesten Dinge nahmen sie mit Kennermiene in die Hand und hantierten mit ihnen wie mit Backkieseln.

Da war unter anderm ein Stück zu sehen, welches Franischkos Neugierde ganz besonders spannte. Es war eine schöne blanke Mausefalle, in welcher eine kleine graue Maus ganz still hockte. Wenn die vornehmen Kinder die Mausefalle öffneten, blieb das Tier ruhig sitzen, ließ sich herausnehmen, streicheln und hin und her werfen und wenn man es auf die Erde setzte, so lief es wohl schnurrend eine kleine Strecke weit, blieb dann aber stehen und ließ sich geduldig wieder in die Falle tun. Das wäre erst das

rechte Vergnügen, für so künstliche Mäuse Fallen zu fertigen.

Wem von beiden der Franischko wohl selbst ähnlich ist? Dem künstlichen Tierchen oder dem lebendigen? Sein Majster hielt ihn wohl für so ein Ding aus Pappe, das er nach Gutdünken laufen ließ, so weit und so viel er wollte. Doch im Innern fühlte sich der Franischko auch so von sich selber bewegt, wie die lebendige Maus, und wäre am liebsten um sein armes Leben auf und davon gelaufen, weit weg, wo ihn der Majster nicht einholte. Aber der Franischko saß in der Falle. Und aus seinem eigenen jämmerlichen Zustande schloß er zurück auf den Kummer einer Maus, die sich eigentlich von selber bewegen konnte und doch gefangen saß. Da nahm der Franischko sich vor, von nun an in allen Mausefallen, die er verfertigte, einen der Drähte ganz lose zu lassen, damit die gefangenen Mäuse Gelegenheit hätten, wieder zu entschlüpfen.

Das waren nun christliche und festliche Gedanken, aber sie konnten dem Franischko seinen Anteil an dem allgemeinen Weihnachtsglück nicht ersetzen. Er wäre beinahe wieder gern in den dunkeln Keller seines Meisters zurückgekehrt, um nur nichts mehr von all den Herrlichkeiten sehen zu müssen, von welchen ihm doch nicht eine Nadel vom kleinsten Tannenbaum gehörte. Aber wie ein Zauber hielt ihn das Treiben der festlichen Menschen gebannt. Der Nachmittag war schon hereingebrochen, die Sonne senkte sich matt hinter den schneebedeckten Dächern, ein dünner

Pulverschnee rieselte herab, das Gewoge auf den Straßen ließ aber noch immer nicht nach und noch immer gab es Neues und immer wieder Neues anzustaunen. Erst als es anfing dunkel zu werden und die Händler eiliger ihre Waren ausriefen und ihre niedrigsten Preise nannten, besann sich Franischko so recht auf das Leid, das ihn seit dem Morgen drückte. Er schlich sich traurig davon.

Die Verkäufer auf dem Markte, welche so viele Stunden fürs liebe Brot gefroren hatten, waren gewiß keine reichen Leute. Aber jetzt brachen sie ihre Buden ab, liefen mit ihrem Erlös nach Hause und feierten fröhlich ihren Weihnachtsabend. Sie waren fleißig gewesen, dafür wurden sie nun auch von Alt und Jung beschenkt. Und beschenkten zu Hause ihre eigenen Kinder. Ein Geschenk, ein Geschenk! und wäre es nur ein Flitter Goldpapier! Es tut heute so wohl, sich etwas schenken zu lassen.

Franischko war bis zu einer Brücke gelangt, welche über den Kanal führte. Da stand ein blasses frierendes Mädchen hinter einem Tischchen mit goldenen Schweinchen und Schäfchen und flehte die Vorübergehenden an, ihm doch sein Glückstier abzukaufen, damit es rechtzeitig zur Bescherung zu Hause wäre. Es war ein Bild des Jammers, wie das schlecht gekleidete Kind mit roten Augen von einem Bein aufs andere hüpfte, um sich zu wärmen, und dabei immer ungeduldiger nach dem Himmel blickte, der sich im Osten dunkler und dunkler färbte.

Doch Franischko wußte, daß es noch ärmere Kinder gab; das Mädchen mußte freilich seine Eltern ernähren helfen — und das tat weh im Winter — aber dafür durfte es mit dem erworbenen Gelde zu seiner Mamka gehen und bekam am heutigen Abend etwas, — etwas geschenkt.

Und nun war wie mit einem Ueberfall die Nacht hereingebrochen. Plötzlich verschwanden die eiligen Leute von den Straßen und das Glück begann in tausend und tausend Wohnungen hinter verschlossenen Türen umher zu huschen. Nur das Elend war noch auf der Straße.

Und jetzt — drüben im großen Eckhause, oben, hinter dem zweiten Fenster — das erste Wachslicht am ersten Christbaum! Die Augen Franischkos schwammen in Tränen, es würgte etwas in seiner Kehle, aber er weinte noch nicht.

Das Mädchen mit den goldenen Schweinchen brach in lautes Schluchzen aus, als jetzt rechts und links die Fenster sich erleuchteten. Da merkte auch Franischko, wie traurig es auf der Straße wäre und fing bitterlich zu weinen an. Das Mädchen hatte noch vier Schweinchen vor sich stehen und rief unaufhörlich: „Die letzten vier Schweinchen für fünf Dreier."

Die beiden Kinder waren nicht allein. Ein großer Herr, den ein dicker, schwarzer Pelz bedeckte, stand auf der Brücke. Wie der Franischko die Augen sah, mit denen der Herr in die dunklen Fenster des nächsten Hauses starrte, da hatte er Mitleid mit den traurigen Augen. Wer mochte dem Herrn gestorben sein?

Da kam dem Franischko ein festesfroher Einfall. Er suchte fünfzehn Pfennige hervor, legte die vielen Kupferstückchen stumm dem Mädchen auf den Tisch und nahm dafür die goldenen Schweinchen an sich. Drei davon versenkte er in die Tiefe seines Quersackes, mit dem vierten Schweinchen aber näherte er sich zuversichtlich dem Herrn, zupfte ihn am Pelz und sagte: „Da, gnädiges Herr, sull ich bringen guldnes Schweinchen vum Christkindl für gnädiges Herr."

Mit diesen Worten drängte das Kind das Spielzeug in die Pelztasche des Herrn und wollte fortspringen. Der Fremde jedoch, der im ersten Augenblicke mit wirrer Miene aufgefahren war, hielt den Knaben fest und ließ sich von ihm seine wunderliche Tat erklären. Der Knabe konnte nichts anderes sagen, als daß der Herr sehr traurig ausgesehen habe, und daß alle Traurigkeit am Weihnachtsabend vorüber sei, wenn eine gute Seele einem etwas schenke.

„So hältst du es für den größten Schmerz, unbeschenkt zu bleiben, du glücklicher Knabe? Und ich — die Stube ist leer, das Fenster ist dunkel!"

„Bitt ich, gnädiges Herr", sagte Franischko schlau. „Ise sich viele Franischko auf Straßen, was haben große leere Taschen und haben Mamka und Tatko weit weg. Bitt ich, gnädiges Herr, schenk mir auch was."

Der Fremde schaute den Knaben mit bitterm Lächeln an, dann sagte er: „Geh mit!"

Während sie dem nahen Hause zuschritten, dachte der Fremde, wie es doch gut sei, daß der

närrische Slovakenjunge ihn aus seinem düstern Brüten herausgerissen habe. Einen hungernden Slovakenbuben zu beschenken, das könnte zwar das Verlorene nicht ersetzen, aber wenigstens wurde Jemand beschenkt, wenn auch nur ein habgieriger schlauer Knabe. Und es sollte für diesen eine fröhliche Bescherung werden.

Der Franischko aber dachte zur selben Zeit: Das waren freilich nicht die rechten Weihnachten, wenn ihm so ein jämmerlicher, tottrauriger Herr etwas schenkte. Aber da der Herr sich danach sehnte, etwas zu schenken, so wird es ihm Freude machen. Und der Franischko wird schon lustig sein dem traurigen Herrn zuliebe.

Als der Fremde in seiner Stube Licht machte, vergaß freilich Franischko für ein Weilchen alles andere. Was waren da für Herrlichkeiten aufgehäuft! Es waren soviel Trompeter, Soldaten und Gummibälle da, daß in dem Berg von Herrlichkeiten, die Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen gar nicht recht zur Geltung kamen. Mitten auf dem Tisch standen die Bilder einer jungen Frau und eines Kindes. Der Hausherr brachte sie mit einem letzten düsteren Blick ins Nebenzimmer, dann kam er mit einem bleibenden Lächeln herein, setzte sich mit Franischko an den Tisch und ließ ihn essen und trinken.

Dem guten Franischko war es anfangs nicht ganz geheuer unter all dieser Trauerherrlichkeit. Aber er faßte sich ein tapferes Herz, schmauste um so wackerer, je besser es ihm schmeckte, und wurde darüber allmählich so wirklich lustig und

übermütig, daß er seinen Wirt durch slovakische Tänze und Lieder aus seiner Schwermut weckte, dann auf der Trompete blies, die Schaukelpferde versuchte und die Soldaten in Reih und Glied aufstellte. Der Wirt sah lange teilnahmslos zu und lächelte nur oft dem wilden Knaben zu. Endlich aber machte ihm die Freude seines Gastes doch auch Spaß und er ertappte sich am Ende sogar auf einem guten Lachen.

Als der Diener, welchen der Hausherr für den Abend beurlaubt hatte, gegen Mitternacht nach Hause kam, war er aufs Höchste überrascht, seinen Herrn und einen armen Slovakenjungen in behaglicher Weihnachtsstimmung anzutreffen.

Nun war es aber Zeit, schlafen zu gehen. Der Wirt begab sich mit einem herzlichen „Gute Nacht" in sein Schlafzimmer und wies dem Slovaken ein Sofa für die Nacht an. Am nächsten Morgen sollte der Diener den Knaben nach Hause bringen und ihm die hundert Geschenke tragen helfen; denn es verstand sich von selbst, daß die ganze Weihnachtsbescherung dem Franischko gehörte.

Franischko betastete lange mit zärtlichen Fingern den weichen Sammet des Sofas. Dann kroch er auf die Erde herab, wickelte sich in den Teppich und schlief vergnügt ein. —

Der Morgen dämmerte kaum, als Franischko erwachte. Anfangs verwirrte ihn seine ungewohnte Umgebung; als er sich aber des gestrigen Abends vollständig erinnerte, legte sich ein breites Lächeln über seine Züge. Und damit er nicht

laut auflachte, biß er gleich in den großen, gesprenkelten Apfel ein, von dem er die ganze Nacht geträumt hatte. Dann füllte er seine Taschen und den großen Quersack bis an den Rand mit den schönsten Aepfeln und Nüssen und trollte sich leise.

Im Vorzimmer traf er den schlaftrunkenen Diener. „Halt Krowat", rief dieser ihn mit einem groben Scherze an. „Wo hinaus? Was trägst du alles mit fort?"

„St!" machte Franischko, indem er mit der Hand schüttelnd dem Diener die lauten Reden wehrte. „St! Hat Franischko fuppt gnädiges Herr. Hat gnädiges Herr glaubt, daß schmeckte Franischko so gut wie bei Mutterle. War aber alles Fupperei. Bitt' ich, gute Fupperei! Hat gutes gnädiges Herr großmächtige Freude gehabt über lustiges Franischko."

Wie der Franischko ins Gefängnis kam und es nicht wußte

Das war ein wunderlicher Apriltag, an welchem der Franischko zum ersten Male glaubte, der Winter wäre gar für immer vorbei. Mochte auch von den nächsten Höhen noch der lichte Schnee herunterglänzen, was tats? Die Sonne schien nun bereits am frühen Morgen so warm, daß es dem armen Slovakenbuben war, als würfe ihm die Mamka eine weiche saubere Halena um die Schulter. Freilich, ab und zu kam noch ein eisiger Windstoß vom Gebirge herüber, aber der böse Wind selber wurde allmählich warm unter der Frühlingssonne und mit all' seiner Bosheit vermochte er nicht, dem Franischko seinen Glauben an ein Winterende zu nehmen. Und alles Lebendige schien mit dem fröhlichen Knaben der Sonne entgegen zu jubeln. Franischko jauchzte laut auf, als er an den Gesträuchen, welche die Straße zur Rechten und zur Linken begleiteten, die ersten grünen Keimblätter entdeckte. Plötzlich stutzte der Knabe, denn er sah, wie gefährlich der Glaube an den Frühling werden könne. Unter einem kahlen Apfelbäumchen lag regungslos ein kleiner Maikäfer, der erste Maikäfer des Jahres. Franischko hob das Tierchen mitleidig auf und freute sich, als er ein wenig Leben zu fühlen glaubte. Er machte auf der Stelle die eifrigsten Versuche

zur Wiedererweckung des kleinen Wesens. Er hauchte den Käfer mit seinem warmen Atem an, er streichelte ihm mit den Fingerspitzen die harten Flügeldecken, er verstand es sogar, ein weißgrünes Keimblättchen dem Käfer zwischen die beweglichen Freßwerkzeuge zu schieben. Da aber alles nicht gleich fruchten wollte, steckte der kleine Samariter endlich den voreiligen Käfer in die Tasche, um bei gelegener Zeit sein Rettungswerk fortzusetzen. Jetzt mußte er an die Arbeit gehen, wenn er bis zum Abend seinen halben Gulden verdienen wollte.

In der kleinen Stadt, in welcher er jetzt auf Arbeit war, — ihren Namen kannte der Slovakenjunge nicht — bekam er freilich nicht so viel Almosen, wie in den großen Häuserwildnissen, in denen man sich verirren konnte wie im Walde, und wenn man auch Monate lang da lebte. In der kleinen Stadt wollten die Hausfrauen auch das kleinste Stückchen Brot, auch den schlechtesten Heller nicht umsonst hergeben. Jeder Kreuzer wollte hier redlich verdient sein, dafür gab es aber auch immer zu tun für jeden, der nur arbeiten wollte. In der großen Stadt warfen die gottlosen Menschen das Geschirr gleich weg, wenn es entzwei geschlagen war. Wovon sollten da die Rastelbinder leben? Hier aber wurde jeder Topf geflickt und wieder geflickt, so lange noch daumgroße Stücke vorhanden waren.

Auch heute fand Franischko bald Arbeit. Aus einem der schönsten Häuser des Marktplatzes rief eine Köchin ihn an und brachte ihm einen schö-

nen Schneeschläger aus Messingdraht, der wieder ganz gemacht werden sollte. Das war feine Arbeit und erforderte die ganze Aufmerksamkeit des Slovaken. Wohl fühlte Franischko eben jetzt mit nicht geringer Freude, daß es in seiner Tasche lebendig zu werden und zu krabbeln begann, aber im Bewußtsein seiner Pflicht bekümmerte er sich vorläufig nicht weiter um seinen Schützling.

Indessen hatte der junge Arbeiter aufmerksame Gesellschaft erhalten, seitdem er sich zur Arbeit neben dem Haustore auf den breiten Steinfliesen niedergelassen hatte.

Ein Knabe und ein Mädchen, ein jedes kaum zehn Jahre alt, hatten neben dem Slovakenjungen Posto gefaßt, und er war ganz stolz darauf, daß die Kinder eine ganze Weile sprachlos seine Kunstfertigkeit anstaunten.

Endlich hatten sie sich satt gesehen. Der Knabe brach zuerst das Schweigen, indem er dem Mädchen den Vorschlag machte, den Mausirratzenfaller mit Sand zu bewerfen. Als das Mädchen diesen Antrag nicht annahm, und ihrem Kameraden sogar zu schmollen schien, versuchte dieser durch allerhand Liebenswürdigkeiten und interessante Mitteilungen ihre Gunst wieder zu gewinnen. Bald begann er aus seinen unergründlichen Taschen die merkwürdigsten Dinge hervor zu ziehen und sie zu ihrer Belehrung und ihrem Zeitvertreibe zu erklären. Jetzt einen prächtigen roten Apfel, — dann eine Mundharmonika,auf welcher die beiden Kinder abwech-

ſelnd ſehr ſchöne Stücke blieſen, — dann holte der Knabe eine Hand voll Briefmarken hervor, deren Wert der Franiſchko nicht kannte, — und noch ein ganzer Trödelkram, große Kupfermünzen, buntfarbige, ſchimmernde Kryſtalle, abgeriſſene Knöpfe, alte Aprikoſenkerne und andere ſolche Raritäten kamen ans Licht. Als der Knabe keine Schätze mehr zu zeigen hatte, dankte ihm das Mädchen, indem ſie beſcheiden ein paar Stecknadeln und einen langen Zwirnsfaden, ihre ganze kleine Habe, dem reichen Freunde ſchenkte.

Der Knabe machte einige täppiſche Verſuche, das Mädchen in die Hände zu ſtechen, dann aber hatte er offenbar plötzlich einen beſſeren Einfall. Er ſprang raſch hinter den Slovakenbuben, kam wieder hervor und machte ſich mit einem kleinen Gegenſtande zu ſchaffen, den er in der Hand verborgen hielt. Franiſchko war ſchon wieder in ſeine Arbeit vertieft, als ihn der helle Ruf der beiden Kinder: „Maikäfer flieg!" den Kopf wenden ließ. Es war abſcheulich, was er da erblickte. Eine Nadel hatten ſie einem armen Maikäfer mitten durch den Leib geſteckt, den Faden an die Nadel geknüpft, und ließen das gequälte Tierchen ſo fliegen. Und wenn der Maikäfer weggeſchwirrt war, ſo weit es ihm die Länge des Fadens geſtattete, ſo zogen die ſchlechten Kinder unter Lachen und Schreien den Käfer wieder heran und das grauſame Spiel begann von neuem.

Der Franiſchko zitterte vor Zorn, aber der

Betteljunge durfte den vornehmen Herrenkindern nicht wehren.

Da kam ihm ein entsetzlicher Gedanke. Er griff in die Tasche — wahrhaftig sein Maikäfer war verschwunden, war gewiß unbemerkt ans Licht gekrochen und von dem häßlichen Knaben geraubt worden; es war sein Maikäfer, der jetzt so fürchterlich gemartert wurde. Siedend heiß lief es dem Franischko über den Rücken, er glaubte selber zu spüren, wie ihm sein Majster eine lange Nadel durch den Rücken trieb, daß sie vorne heraus kam. Aber immer noch schwieg er. Da hörte er wie das Mädchen den Vorschlag machte und der Knabe sich anschickte, dem Käfer seine Flügel zu stutzen und zwei Beinchen auszureißen, — da sprang der Franischko empor und wie ein Wütender schlug er mit dem schadhaften Schneeschläger auf die Kinder los. Das Mädchen entfloh, der Knabe aber bot kräftigen Widerstand, obgleich ihm die ersten Schläge schmerzhaft das Gesicht zerkratzt hatten und er sogar am Auge verletzt war.

Bald hätte Franischko seinen kleinen Gegner besiegt, aber schon eilten von allen Seiten ältere und jüngere Burschen herbei, welche gegen den frechen Slovakenjungen sofort gemeinsame Sache machten. Niemand fragte nach dem Grunde des Streites. Franischko hatte auch keine Zeit, zu berichten, daß man seinem Maikäfer habe die Beinchen ausreißen wollen, denn von allen Seiten regnete es Püffe und Schläge. Gegen die Uebermacht half kein Wehren. Fra-

niſchko war es vorher noch geglückt, den Maikäfer zu erhaſchen, ihm die Nadel mit dem Faden aus dem Leibe zu ziehen und das arme Tier fliegen zu laſſen. Dann ergab er ſich in ſein Schickſal und wußte, daß er zum Lohn für ſeine gute Tat in den Himmel kommen würde, wenn ihn die wilde Truppe der Stadtkinder jetzt auf der Stelle totſchlüge.

Aber damit hatte es gute Wege. Plötzlich ſanken die Arme ſeiner Peiniger nieder, der Kreis um ihn herum lichtete ſich und ein Polizeimann ſtand neben Franiſchko. „Nun wirds den böſen Knaben ſchlecht gehen", dachte der Slovake, als er hörte, wie der Beamte ſich den Vorgang aufklären ließ und nach vielen Fragen einen ziemlich wahrheitsgetreuen Bericht erhielt. Und in der Tat, der brave Mann ſchützte ihn gegen die ganze Schar. Franiſchko verzieh auch raſch die erhaltenen Schläge; es waren ja ſo junge Leute, vielleicht Freunde des böſen Knaben. Der liebe Gott ließ es gewiß nicht zu, daß der arme Franiſchko für eine gute Handlung ernſthaft zu Schaden käme.

Der Beamte hieß den Slovakenjungen mitgehen. Franiſchko hörte nun, daß er den Sohn des Bürgermeiſters mißhandelt hätte. Ein Herr Bürgermeiſter mußte aber ein ſehr kluger Mann ſein, und da verſtand es ſich von ſelbſt, daß Franiſchko jetzt vor den Bürgermeiſter geführt würde, der ſolches Herzeleid mit ſeinem ungeratenen Sohn erfuhr, und daß er dort öffentlich belobt würde, aber er war mehr beſchämt als

erfreut von dieſer Ehre. Es mußten doch recht viele böſe Menſchen hier zu Lande wohnen, daß man von der Rettung eines Maikäfers ſo viel Aufhebens machte.

Indeſſen war die immer wachſende Truppe beim Rathauſe angekommen und Franiſchko mußte eintreten. Die Burſchen aber, welche ihn geſchlagen hatten, blieben wohl zur Strafe draußen. Sie machten ihrem Aerger in lauten Drohrufen Luft.

Nun begann ein herrliches Leben für den Slovaken. Der freundliche Beamte hatte wohl bemerkt, daß dem Knaben von den vielen Püffen der Rücken weh tat, wenigſtens ſchob er ihn in ein hübſches geräumiges Kämmerlein und wies ihm eine Holzbank an der Wand, auf welche der Franiſchko ſich hinlegen ſollte.

Und damit die böſen Knaben ihn nicht bis hierher verfolgen könnten, ſchloß der Beamte fürſorglich hinter ihm ab. Wie ſichs da faullenzen ließ auf der ſchönen Holzbank! Beim Majſter im Keller, der auch nicht größer war als dieſes Kämmerchen, waren ſie zehn, ja manchmal bis zwanzig Perſonen zuſammen und nur der Majſter ſelbſt beſaß eine Holzbank zum Schlafen. Jetzt dünkte der Franiſchko ſich auch Majſter zu ſein, als er die ſchmerzenden Glieder behaglich ausſtreckte.

Anfangs machte ſich Franiſchko einige Sorgen wegen der Nahrung. Aber richtig, der Beamte dachte an alles; mittags brachte er ihm ein großmächtiges Stück Brot und abends eine kräftige

Erbsensuppe. Wer das so alle Tage haben könnte!

Franischko konnte lange nicht einschlafen, so ungewohnt war ihm das weiche Holzlager. Aber schließlich ist nichts leichter zu erlernen als die Bequemlichkeit und Franischko schlief endlich gegen Morgen so fest ein, als läge er auf den gewohnten Ziegelsteinen, und erwachte erst, als man ihm gleich einem vornehmen Herrn die Morgensuppe brachte.

An diesem Tage kam es auch zur öffentlichen Besprechung des Falles. Franischko wurde in ein schönes, großes Zimmer gebracht, wo eine Menge vornehmer Herren auf ihn warteten. Er durfte auf einem lackierten Sessel Platz nehmen und sich da wie ein Großer anlehnen. Ihm gegenüber saß der böse Knabe mit verbundenem Gesicht. Da bedauerte ihn der Franischko und hoffte, daß man den vornehmen Knaben um seiner Wunden willen nicht weiter strafen würde.

Es sah ganz feierlich aus im Saale. Auf dem Mitteltische stand ein Kruzifix, daneben brennende Lichte, — wie in der Kirche. Auch war alles mäuschenstill. Immer nur einer durfte reden. Ein alter Herr, wahrscheinlich der Herr Bürgermeister, denn er saß gerade vor dem Kruzifix, richtete an Franischko einige Fragen. Manches verstand Franischko nicht und wiederum verstanden die Herren nicht alle seine Antworten. Das war aber auch wohl nicht nötig, denn der Herr Bürgermeister sagte, es wäre schon gut und Franischko könnte sich wieder nie-

versetzen. Nun sprachen noch zwei Herren, beide so schön und beide so freundlich, daß Franischko innig bedauerte, die deutsche Sprache nicht besser zu reden. Der erste Herr schien noch sehr böse über den Tierquäler zu sein, denn Franischko entnahm aus seiner langen Rede einzelne wohlbekannte Worte: wie „Sünde," „Böse Knaben," „Zuchtloser Straßenjunge", „Schläge", „Strafe!" Wenn Franischko daran dachte, wie hart der Tatko die Tierquälerei bestraft hätte, so bangte er für seinen Gegner von gestern, dem ja alle diese Worte galten.

Den zweiten Redner verstand Franischko auch nicht ganz gut. Er hörte wohl die Worte, begriff aber nur selten den Zusammenhang. Es mußte viel vom Franischko die Rede sein, denn alle Anwesenden schauten ihn freundlich an. Der zweite Redner sagte unter anderem: „Nehmen Sie an, meine Herren, nicht ein hergelaufener Slovakenjunge, sondern ein reicher Bürgerssohn aus unserer Stadt hätte dem Sohne unseres verehrten Oberhauptes seine wohlverdienten Hiebe gegeben. Nehmen sie an — obgleich ich selbst an die Möglichkeit nicht glaube – der Herr Kläger hätte die glatte Haut seines Sprößlings auch dann unter richterlichen Schutz gestellt, wie würden sie dann urteilen? Ich bin gewiß, Sie hätten mit mir auf der einen Seite einen boshaften oder doch übel bedeuteten Jungen erblickt, der für seine Tierquälerei eine exemplarische Strafe verdiente. Auf der andern Seite stand das unverfälschte Kindergemüt eines vielleicht zu lebhaften

aber im Grunde richtig empfindenden Knaben. Wo bleibt die Gleichheit vor dem Gesetze, wenn Sie den Rächer der beleidigten Moral, den Sie sonst belobt hätten, nur deshalb zur Strafe ziehen, weil er ein heimatloser Sklave inmitten unserer bürgerlichen Gesellschaft ist?"

Das klang alles so schön, daß der kleine Franischko gern noch stundenlang zugehört hätte, wenn er den guten Herrn auch nicht genau verstand. Aber gerade bei dieser Stelle brach der Bürgermeisterssohn in ein so jämmerliches Geheul aus, daß dem Franischko seine Freude beinahe vollständig verdorben war.

Am Schluße kam der zweite Redner aber auf ganz unverständliche Dinge. Der Knabe habe das Alter der Strafmündigkeit kaum erst erreicht und so. Das Bewußtsein der Handlungsweise und so. Ungefähr ähnlich mochte ein Pfarrer sprechen, wenn zwei Leute heirateten.

Nach längerem Hin- und Herreden erhob sich der Herr Bürgermeister und sprach eine kurze Rede, die er an Franischko richtete. Dieser hatte sich also in seinen Hoffnungen nicht getäuscht, er wurde für sein mutiges Einspringen belohnt; denn der freundliche Beamte trat darauf wieder auf ihn zu und sagte: „Na, jetzt kannst du eine Weile bei uns bleiben." Das war dem Franischko schon recht. Aber so groß auch seine Freude über diese Einladung war, so vergaß er darüber doch nicht seine Pflicht. Unter unaufhörlichen Kratzfüßen ging er nach dem Tisch, auf welchem das Kruzifix stand und sagte: „Bitt ich, gnä-

digstes Pane Burgemeister, Franischko lustig hier bleiben, aber Pane Burgemeister bitt ich, nehmen zurück Schneeschlager, was gehert in Kuchel, wo heit nix wird kocht für böses Knab!"

Dann ließ sich Franischko abführen, um sichs gut sein zu lassen. Man bedeutete ihm, daß er nicht die ganze Zeit im Rathause bleiben werde, sondern auf ein Schloß hinausfahren müsse. Wirklich fuhr ein Leiterwagen vor und der glückselige Franischko durfte sich hinaufschwingen und sich auf einem weichen Strohlager neben einem stattlichen Polizeisoldaten ausstrecken. Oh je, und all die Ehre für einen Maikäfer! Wie mag man hier erst einen Mann belohnen, der ein Kind aus dem Wasser gezogen hat? Franischko nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit, so klein er war, ins Wasser zu springen, wo jemand ertrinken wollte.

Nach einer herrlichen Fahrt von zwei Stunden langten die Reisenden vor einem großen, großen Gebäude mit zwei Türmen und vielen hundert Fenstern an. Franischko wurde von einem dicken, alten, gutmütigen Herrn begrüßt und bekam von ihm wieder ein schönes lichtes Kämmerchen angewiesen, in welchem ein Bett, ein Stuhl und sogar ein Tisch stand. Franischko hätte tanzen können vor Freude.

Die nächsten Wochen vergingen dem Franischko wie ein Traum. Er durfte ausruhn wie ein Bischof und bekam dennoch sein Essen so pünktlich und so reichlich, als ob er bis spät in die Nacht gearbeitet hätte. Und einen schönen

ganzen Anzug bekam er, den er jeden Tag tragen durfte und in welchem er aussah wie andere Leute auch und nicht auf den ersten Blick als Slovake zu erkennen war. Und am Sonntag durfte er in die Kirche gehn mit allen anderen Bewohnern des Schlosses. Und weil er der Predigt nicht zu folgen vermochte, trotzdem der bleiche Pater auf der Kanzel sehr heftig schrie und mitunter sogar auf die Brüstung schlug, daß es klatschte, betete er von Zeit zu Zeit ein Vaterunser und dachte: Anders kann es der Prediger ja doch nicht meinen.

Noch ein Vergnügen gewährte das Schloß seinen Bewohnern. Nach dem Mittagessen wurde Franischko in den Hof hinunter geführt, damit er da eine Stunde lang spazieren ginge. Spazieren gehn! Der Franischko lachte. Wenn die Mamka das wüßte, daß der Franischko spazieren geht. Die Mamka glaubt, daß nur Königinnen und Fürstinnen, wenn sie alt geworden sind und nicht mehr die Wirtschaft führen können, spazieren gehn. Und jetzt geht Franischko auch spazieren.

Der Herr des Schlosses sorgt aber auch für alles. Damit Franischko die lange Weile nicht quäle, gibt man ihm einen ganzen Haufen alter Mausefallen in seine Kammer und daran darf er in aller Langsamkeit herumflicken nach Herzenslust.

Der Franischko mußte an seine Eltern denken und es ward ihm wehmütig zu Sinn. Wie mußte sich der brave Tatko quälen, wie mußte er ruhe-

los durch die weite Welt wandern, und wie mußte daheim die gute Mamka schaffen ohne Rast und hatten es nicht so gut wie ihr vom Glück verwöhntes Söhnchen.

Eins tat dem Franischko leid. Wenn er des Mittags spazieren ging in seinem schönen gestreiften Gewande, so begegnete er vielen seiner Hausgenossen und sah ihrer noch mehr im Nachbarhofe, wenn einmal das Tor dazwischen geöffnet wurde. Aber die meisten dieser seiner Kameraden mußten ein recht undankbares Gemüt haben, denn sie blickten böse und verdrossen einander an. Franischko machte ein um so vergnügteres Gesicht, um den Hausbeamten zu zeigen, daß er die erwiesene Wohltat zu schätzen wisse.

So vergingen die Wochen, ohne daß das gute Leben im mindesten nachgelassen hätte. Franischko gewöhnte sich allmählich daran, seine Zukunft auf dieses Schloß zu gründen. Oder auch wollte er — wenn es nicht anders sein konnte — wieder auf die Wanderschaft gehen, nur einige Monate im Jahr müßten ihm gesichert bleiben in diesem schönen milden Schlosse.

Eben an dem Tage, an dem die vierte Woche zu Ende ging, ereignete sich etwas Seltsames. Vom Nachbarhofe erklang über die Mauer herüber die Weise eines slovakischen Liedes. Franischko glaubte erst zu träumen, als er aber näher herantrat, hörte er deutlich das Lied, das eine wohlbekannte Stimme summte:

„Goß es auch mit vollen Kannen,
Durch den dickſten Kot
Bin ich oft zu dir gegangen
Mit dem Morgenrot.
Doch aus deiner Bodenkammer
Kam ein andrer 'raus, o Jammer!
Und das iſt mein Tod."

Oftmals hatte daheim die Baba geſcholten, wenn der Onkel Juro das ungezogene Lied die Kinder lehren wollte, und wahrhaftig! — als das Tor jetzt aufging konnte Franiſchko den Kopf des langen Juro im andern Hofe erkennen. Doch ſchon wurde das Tor wieder geſchloſſen. Franiſchko aber ſchrie aus Leibeskräften: „Juro, Juraſchek! Der Franiſchko iſt auch da, komm herüber!" Der Beamte trat heran und verbot ſolchen Unfug. Umſonſt ſuchte der Franiſchko ihm ſeine Freude begreiflich zu machen. Umſonſt erhob er nochmals ſeine Stimme und rief nach dem Juro; der Beamte verbot ihm das weitere Spazierengehn und ſchloß ihn in ſeine Kammer ein.

War es denn etwas ſo Böſes, daß der Franiſchko nach ſeinem Onkel gerufen hatte? Konnte der liebe Gott es zugeben, daß man ihn dafür ſo unerbittlich ſtreng beſtrafte?

Am folgenden Morgen nämlich wurde Franiſchko vor den dicken, gutmütigen Hausherrn geführt, er mußte ſeine ſchönen ganzen Kleider ablegen, ſeine alten Lumpen anziehn, erhielt ſein Warenbündel und einige Kreuzer; dann wurde er

vor das Schloßtor geführt und durfte nicht wieder zurückkehren. Franiſchko rief weinend, er werde es gewiß nicht wieder tun, man möchte ihn nur da laſſen. Aber der Beamte ſagte barſch, daß Franiſchko nicht länger als vier Wochen bleiben ſollte.

Franiſchko warf ſich ins Gras und ſchluchzte lange und bitterlich. So war es von der Vorſehung beſtimmt, daß der arme Franiſchko in das Schloß des Wohllebens nicht zurückkehren konnte.

Wenige Wochen ſpäter war die Zeit gekommen, in welcher Franiſchko für eine längere Raſt nach Hauſe kommen durfte. Zwei lange Winter war er fort geweſen.

War das eine Freude! Nichts hatte ſich verändert, nur die Mamka war älter geworden.

Franiſchko hatte viel zu erzählen und nicht nur die Mamka, ſondern auch ſeine ehemaligen Spielgenoſſen horchten aufmerkſam auf die Berichte des kleinen Wandersmann. Nur bei einer Geſchichte ſchüttelten ſie alle ungläubig die Köpfe und nannten ihn einen Lügner, und die Baba ſchaute ihn ſo ſeltſam, gar ſo ſeltſam an; — das war, wenn Franiſchko von dem herrlichen Schloſſe erzählte, in welchem er, der Franiſchko, einen ganzen Schlafſaal für ſich allein gehabt habe und Eſſen und Trinken, ſoviel er wollte, und einen dicken, freundlichen Hausherrn und einen großen, großen Platz zum Spazierengehn. Als er einmal noch hinzufügte, daß er mit einem ſchönen großen Wagen in das

Schloß abgeholt worden sei, da wollte es selbst die Mamka nicht glauben. Und Franischko mußte zum Beweise der Wahrheit erzählen, was er bisher aus Scham verschwiegen hatte. Er habe das fürstliche Schloß verscherzt, weil er zu laut nach dem Onkel Juro gerufen habe. Der lange Juro sei auch dagewesen und wenn der erst wiederkomme, werde es sich schon zeigen, ob der Franischko gelogen habe. Immer befremdlicher wurden die Blicke der alten Baba, als sie vom langen Juro hörte, der auch im Schlosse gewesen.

Im Herbste, bevor noch Franischko wieder in die Welt hinaus wanderte, erschien eines Tages, müde und krank, der lange Juro im Dorfe. Froh begrüßte ihn der Franischko und schleppte seinen Zeugen in das Haus der Baba. Die Baba teilte dem langen Juro mit, daß der Franischko ganz wunderlich aus der Welt zurückgekehrt sei; er trage ein märchenhaftes Bild von einem Schlosse des Glücks im Kopfe herum, von einem Aufenthalte der Seligen, wo man ernte ohne zu säen, wo man leben und satt werden dürfe, ohne unter der Arbeit zusammen zu brechen. Und der lange Juro solle auch dagewesen sein. Und die Baba nickte dem Juro traurig fragend zu.

Der lange Juro bestätigte dumpf alle Erzählungen des Kindes. Als aber der Franischko triumphierend zu seinen Spielgenossen geeilt war und der Onkel mit der Baba allein blieb, sagte er: „Ihr wißt, er hat gesessen. Aber sagt es ihm nicht."

Princeton University Library
32101 068362167

Die Zeitbücher, Band 18